

Die Charité

Gerhard Jaeckel



Die Geschichte eines Weltzentrums der
Medizin von 1710 bis zur Gegenwart

Das Buch

„Spannender als jeder Kriminalroman“, so schrieb der Münchner Merkur schon 1963, als die erste Auflage von Gerhard Jaeckels Buch erschien. Für diese Ausgabe neu durchgesehen und bebildert, fesselt die packend erzählte Geschichte der 300-jährigen Charité auch heute noch. Als Pesthaus vor den Toren der Stadt errichtet und später Bürgerspital, wurde das Krankenhaus im Laufe des 19. Jahrhunderts zur weltberühmten Klinik und zum Mekka der Medizin, an der Mediziner wie Dieffenbach, Gräfe, Virchow, Behring, Koch und Sauerbruch wirkten. Sie treffen in den Krankensälen auf die selbst im Elend noch schlagfertigen und witzigen Berliner, woraus das Buch sein typisches Kolorit bezieht.

Günter Grau schildert die Geschichte der Charité ab 1945 bis zur Wiedervereinigung.

Die Autoren

Gerhard Jaeckel (1913-1993), geboren in Berlin-Schöneberg (der Vater starb 1921 in der Charité). Als politisch ungeeignet 1933 keine Zulassung zur Reichspresseschule; 1935 Pressechef der Heinckel-Flugzeugwerke Rostock; im Zweiten Weltkrieg Kampfflieger. 1948 Chef vom Dienst beim Echo der Woche, München; 1950–1960 Textredakteur bei der Illustrierten Quick, München; seit 1960 freier Journalist und Schriftsteller in München.

Dr. Günter Grau, Studium der Volkswirtschaft und Psychologie in Leipzig. Nach Tätigkeit im Verlagswesen, 1986-1990 Aspirant am Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig, 1991 bis 1998 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin der Charité, ab 1999 u. a. am Institut für empirische und angewandte Soziologie der Universität Bremen und am Institut für Sexualwissenschaft der Universität Frankfurt/M.

Gerhard Jaeckel

Die Charité

Die Geschichte eines Weltzentrums der Medizin von 1710 bis zur
Gegenwart

Mit einem Beitrag von Dr. Günter Grau

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter www.dnb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

Bildnachweis:

Wellcome Library (4, 15, 16, 31, 32, 38, 41, 47); Luisenstädtischer Bildungsverein (5); BSB (19); NLM (14, 29, 43, 51); Uni Marburg (42); University of Toronto (46); Bundesarchiv (48, 49, 53, 59, 64); LoC (50); Ehemaliges Bildarchiv des Instituts für Geschichte der Medizin der Charité an der Humboldt-Universität (58, 60, 61, 62, 63, 65); Benjamin Zuckschwerdt (66)

Mit freundlicher Genehmigung der Bauer Media Group, Hamburg

© 1963 und 1986 by Hestia Verlag GmbH, Bayreuth

© 2018 Lehmanns Media GmbH

Helmholtzstr. 2-9

10587 Berlin

2., überarbeitete Auflage 2021

Umschlaggestaltung: Bernhard Bönisch, Berlin

Umschlagfoto: Benjamin Zuckschwerdt, Berlin

Lektorat: Bernhard Thieme, Berlin

Satz & Layout: L^AT_EX(Zapf Palatino) Volker Thurner, Berlin

Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse • Leck

ISBN 978-3-96543-199-7

www.lehmanns.de

Inhaltsverzeichnis

Ein Pesthaus an der Spree	1
Dr. Speners Gruselkabinett	12
„Ich bin der Doktor Eisenbarth“	30
Schreie im Maison Royale de Charité	42
Kindesmörderin Dorothea Steffin	50
Woran leidet Kronprinz Fritz?	64
Wahnsinn durch Krätze geheilt	78
Sein erster Kaiserschnitt	93
Kindbettfieber und Monddoktor	115
Lebensluft für einen Vielgeliebten	129
Krankenhäuser – Mördergruben für die unteren Klassen	146
Der Tod im Sack – Können Geisteskranke geheilt werden?	156
Fürst von Hardenberg und die Somnambule	176
Der Opfertrunk des Doktor Calow	200
Das Mädchen mit der goldenen Maske	222
Operation „Böser Blick“	246
„Nonnen raus!“	264
Narkose – der gesteuerte Tod	285
Geburtshelfer macht Weltgeschichte	307
Dr. Bärensprungs unheimliche Experimente	324
Das Haus der blauen Brillen	348
Krach um Karbol	367

Tuberkulose-Sturm über Berlin	394
Diphtherie – Ein Engel schwebt durch die Kinderklinik	421
Das Geheimnis der blassen Spirochäte	452
Halbgötterdämmerung	471
Professor Lubarsch und die Juden	490
Sauerbruch, Oberpfleger Schmidt und die Weltgeschichte	503
Adolf Hitlers Polypen	524
Aktion „Gnadentod“	538
Die Russen sind da!	568
„Aufstanden aus Ruinen“ – Die Charité 1946–1990	576
Ein Beitrag von Günter Grau	
Leben in Provisorien	576
Entnazifizierung	579
„Stürmt die Festung Wissenschaft“	587
Ringens um Erneuerung	593
Herausragende Forschungsergebnisse	598
Der große Aderlass	603
Auf dem Weg zum modernen Großklinikum	610
Observiert als „Zielobjekt“	621
Wende zum Neubeginn	624
Register	626

Ein Pesthaus an der Spree

„Als in den Jahren 1709 und 1710 das Königreich Preußen von dem Allerhöchsten mit einer wütenden Pest heimgesucht wurde und zu befürchten war, dass sothane Landplage auch wohl gar in die hiesige Residenz geschleppt werden könnte: So waren Sie, Königliche Majestät in Preussen Friderich der Erste aus wahrer Menschen-Liebe mit Christlöglichem Eifer beflissen alle nur möglichen Anstalten dagegen vorzukehren. Anerwogen Höchst-dieselben geruhten, sowol Tägliche Abend-Betstunden anzuordnen, um durch wahre Busse und herzliches Gebet den Allerhöchsten zu bewegen, dieser Plage Einhalt zu thun. Als auch im Leiblichen Vorkehrungen zu machen, dass wenn, ohne erachtet der starken Postirungen an den Gräntzen, das Übel dennoch hereinbrechen solte, den Armen und dürftigen geholfen und die Angestekten von den Gesunden abgesondert werden möchten. Zur erhaltung dieses Zwecks, liessen Sie, Königl. Majestät Anno 1710 ausserhalb der Stadt an derselben West-Nord-Seite auf einem freyen Platz, ein grosses Gebäude von ausgemauertem Fachwerk, auf Dero Kosten errichten.“

(Johann Friedrich, Kurzgefaßte historische Nachrichten von den öffentlichen Armenanstalten in der königlichen Residenzstadt Berlin)

Als wolle er mit den Wolken Schritt halten, die der Sturm am fahlen Vollmond vorübertreibt, rumpelt der Wagen dahin. Die Straße ist jämmerlich. Nur wenn der Mond durch das Gewölk bricht, kann der Kutscher den unruhigen Gäulen die Zügel lassen. Voraus im Dunkel schwanken Lichtpunkte, die Laternen der Vorreiter; denn die Gegend an der polnischen Grenze ist unsicher in jenem Oktober des Jahres 1709.

Die Kutsche kommt von Marienwerder. Es war eine Schnapsidee, in die Nacht hineinzufahren, aber ER, König Friedrich I., hat es gewollt. Und nun sitzt er in der schwankenden Prachtkutsche und reibt sich hustend, fluchend und stöhnend die Glieder. Doch wenn nur einmal die Gäule in Schritt fallen, ist sofort sein spitznasiges Gesicht am Fenster, und er schreit: „He, Saukerle! Schlaft ihr?“

Die Lichtpunkte voraus scheinen plötzlich stillzustehen. Ein Offizier galoppiert heran und schwenkt seine Laterne. Der Wind verweht sein Rufen: „Haaalt!“

Er fällt den Kutschgäulen in die Zügel, aber die scheuen plötzlich und preschen los. Erst knapp vor dem Hindernis, das hoch und dunkel über der Straße aufragt, kriegt er sie zum Stehen. In allen Federn krachend, schleudert die Kutsche. Und schon ist ER wieder am Fenster. Aber die Worte sterben ihm auf den Lippen, als er im fahlen Mondlicht die Silhouette des Galgens sieht. Zwei Gehenkte schaukeln wie riesige Schatten im Wind.

Ein Vorreiter leuchtet sie mit der Laterne an, nackte, ausgemergelte Füße ragen aus ausgefransten Hosenbeinen hervor. Darunter hängt eine schwarze Tafel, auf der mit weißer Farbe etwas geschrieben steht. Inzwischen ist auch das Gefolge mit seinen Kutschen herangekommen und eine halbe Schwadron Reiter vom 2. Dönhoffschen Regiment. Ein Oberst beugt sich über die Tafel. Doch bevor er noch liest, weichen die Reiter unter Schreckensrufen zurück. „Die Pest... die Pest...“

Der Oberst liest: „Lebensstrafe vor diejenige, welche sich von verdächtigen Orten aus Pohlen und denen darzu gehörigen Provinzien oder anderen infizierten Orten wegen der Pest durch die Schlupfwege einschleichen wollen.“

Der Oberst tritt an den Schlag der Kutsche.

„Was gibt's?“, näselte der König. Seine dunkelbraune, kunstvoll gelockte Perücke unter dem Dreispitz fällt ihm bis auf die Schultern. Um den Hals hat er ein Spitzentuch, das die kostbare blaue Uniform halb verdeckt.

„Wir können nicht weiter, Majestät“, meldet der Oberst.

„Habt ihr Angst vor ein paar Galgenvögeln?“

„Es sind Pestvögel, Majestät!“, sagt der Offizier.

„Macht einen Bogen und fahrt weiter“, zischt der König mit zusammengepressten Lippen, als fürchte er, sonst den giftigen Hauch der Seuche einzuatmen. Dann schließt er eilig das Fenster.

Fluchend suchen die Reiter einen Seitenpfad, um dem Pestgalgen auszuweichen. Friedrich I., König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg, sinkt in die Polster zurück und wischt sich den kalten Schweiß von der Stirn. Warum musste er auch gegen alle Warnungen auf dieser Reise bestehen! Noch am 9. Oktober hatten die besorgten Leibärzte und Professoren vom Collegium medicum ihm mit Kurier nach Wollup im Netzebruch die Botschaft nachgesandt, dass die Pest in sein Königreich Preußen eingebrochen sei. Seit zwei Jahren schon haust sie in Polen – und wenn nicht von wandernden Tieren, Händlern und Reisenden, dann musste sie durch die Schweden Karls XII. eingeschleppt worden sein, als sie nach der

Niederlage von Poltawa quer durch Polen und die brandenburgische Neumark nach Schwedisch Pommern fluteten. Weniger logisch, doch nicht minder bestimmt hatte das einfache Volk das Unheil vorausgesagt. Es hält sich an absonderliche Lichter am Nordhimmel, an Kometen und Meteore, an ungewöhnliches Wetter, Überschwemmungen oder Windstillen zur unrechten Zeit; da deutete man aus der Stechfreudigkeit der Fliegen, aus dem Überhandnehmen von Käfern, Kröten und Heuschrecken auf die Nähe des Schwarzen Todes. Und als im Juni schon viele Hunde toll wurden, als Raupen und Schmetterlinge ihren Kot in Kreuzesform ablegten, als das Obst am Baum und das Fleisch in der Rauchkammer faulte – da konnte es nur noch Wochen dauern, bis das große Sterben anhub. Der Zustimmung der Geistlichkeit war derlei Prophetie immer sicher; hat in ihren Augen die Menschheit doch grober und gehäufte Sünden wegen stets eine Heimsuchung durch den gerechten Gott verdient.

*

In Danzig fing es an; 1.313 Bürger nahm die Pest im Juli, 6.000 im August, 8.000 im September. Dann griff sie über nach Elbing. Trotzdem hat Friedrich der Pest entgegenreisen müssen. In ganz Europa ist Krieg; wie ein Gaukler tanzt Preußen-Brandenburg auf dem schwankenden Sella der Neutralität. Macht, um seine Grenzen zu schützen, besitzt Friedrich nicht. Zwanzigtausend Soldaten hat er dem Kaiser Joseph I. geliehen, die kämpfen in Flandern für Habsburgs Erbfolgerechte in Spanien. Schutzlos liegen Ostpreußen, Hinterpommern und die Neumark zwischen Schweden und Moskowitern, den Krieg führenden nordischen Mächten. Um Schonung Preußens von ihm zu erlangen, musste Friedrich sich in Marienwerder mit dem Zaren treffen. Nach hartem Feilschen hat Peter der Große nachgegeben. Vor den Moskowitern ist Preußen nun sicher, gegen die Pest aber schützt kein Staatsvertrag. Zwar sind alle Grenzübergänge ins Polnische gesperrt, die Brücken zerstört, die Flussfähren auf Trockene gezogen, die Pestgalgen zur Abschreckung aufgerichtet. Aber der Schwarze Tod schert sich nicht daran, und im Preußen sind die Menschen überreif für ihn, ausgemergelt durch zwei Jahre Missernten und Hungersnot, und die Kornkammern sind leer. Was das Land an Steuern hergibt, das geht für den Hofstaat in Berlin und Charlottenburg drauf, wo Friedrich von Preußen es dem Sonnenkönig Ludwig XIV. gleichtun will...

Friedrich trifft auf verödete Dörfer, die Häuser sind mit Brettern vernagelt, die Toten nur dürftig bestattet, meist liegen sie noch, wie sie

gefallen sind. Hunde nagen an den Kadavern und werden von der Eskorte des Königs erschossen. Wenn sie durch Wälder fahren, geschieht es, dass sie von zerlumptem Volk angesprungen werden wie von Heuschreckenschwärmen. Zuerst schlagen die Reiter mit scharfen Klingen auf die Elendsgestalten ein. Aber der König fürchtet, sie könnten damit die Pest auf sich ziehen, er lässt Pfennige, vermenget mit einigen Silber Groschen, unter die Elenden streuen, und bis die Balgerei um die Münzen aufhört, ist die Kolonne schon weit. Irres Gelächter und düstere Verwünschungen verfolgen den Konvoi auf seinem Irrweg zum Frischen Haff. Mit Drohung oder Gewalt müssen sie die Durchfahrt durch Dörfer erzwingen, die von der Pest noch verschont sind. Aus den Kirchen schallt dumpfer Gesang, die Christenheit sucht Schutz bei Gott, nachdem die Obrigkeit und die Collegia medica versagen. Besonders ein Lied muss dem König wie Hohn in den Ohren klingen:

*Erde bist du, gehst auf Erden
Lebst von Erd und wirst einmal
Erde wieder müssen werden
in dem finstern Todesthal.
Was will denn der Staub viel prangen?
Was macht er so großen Staub?
Kommt in Stolz hereingegangen?
Was hebt er empor die Haub?
Ist er nicht ein Maden-Aas
Ein aus Staub geblasnes Glas?
Maden werden – lasst ihn prahlen –
Ihn zu Staub bald wieder mahlen.*

Das sind andere Gesänge, als man sie vor 52 Jahren für Friedrich gesungen hat, als er auf dem Königsberger Schloss zur Welt kam. Damals hat Simon Dach, Dichter des „Ännchen von Tharau“, ihn als aufgehenden Stern des Nordens gepriesen. Jetzt fährt er als Flüchtender aus der Provinz, die seinem Königtum den Namen gab. Er sehnt sich nach Berlin, nach dem gewaltigen Schloss an der Spree, nach den schnurgeraden, breiten Straßen, nach den Gärten von Monbijou und Charlottenburg.

Am 12. November 1709 rollt der königliche Reisewagen durch das Geortor im Nordostteil der Festungsmauern Berlins. Die Nacht ist hereingebrochen, in der Königstraße ist jedes dritte Haus vorschriftsmäßig mit einer Laterne beleuchtet. Die Straßen sind leer,

hinter den Fenstern zeigen sich neugierige Köpfe, als die Kolonne vorüberrasselt.

Tief atmet der König die Berliner Luft. Sie riecht nach dem Holzfeuer in den Kaminen der Bürgerhäuser, dazwischen scharfer Gestank von den Schweinekoben, die manche Berliner ungeachtet des königlichen Verbots behalten haben. Kein lieblicher Geruch, aber man kann ihn atmen, ohne Furcht vor der Pest.

Ungeduldig stürmt der König die Treppe zu seinen Gemächern hinauf, er hat seine Ankunft durch einen Reiter melden lassen. Aber nicht Königin Sophie Luise, seine junge dritte Gemahlin, begrüßt ihn, sondern Gräfin Katharina von Wartenberg, seine offizielle Geliebte. Auch darin eifert Friedrich I., Herrscher über zwei Millionen Preußen, dem Sonnenkönig Louis XIV. nach: er hält sich eine Mätresse. Und die er gewählt hat, kann es an Sinnlichkeit und Ehrgeiz mit den berühmten Kurtisanen von Versailles aufnehmen.

Katharina Gräfin Wartenberg ist 35 Jahre alt, vollreif, vielleicht einen Grad zu kokett für ihr Alter. Ehemann ist der am Hofe gefürchtete, vom Volk gehasste Reichsgraf Johann Kasimir von Wartenberg. An der Wiege war Katharina solche Ehre nicht gesungen worden. In der Weinschenke ihres Vaters in Emmenham am Niederrhein spielte sie den Lockvogel, als König Friedrichs Kammerdiener Biedenkamp dort zum Weinkauf für den Berliner Schlosskeller kam. Dem Vater Ricker schanzte Biedenkamp gute Dauergeschäfte mit dem Berliner Hof zu, dafür durfte er die Tochter heiraten. In Berlin verliebte sich Friedrichs Oberhofmeister Freiherr von Kolbe in die blutjunge Kammerdienerfrau – und der Kammerdiener drückte beide Augen zu. Er erkannte zwei Kinder, die Katharina ihm schenkte, als seine eigenen an und war so taktvoll, dass er bald darauf starb. Kolbe heiratete Katharina, stieg zum Oberkammerherrn auf und schließlich zum Premierminister von Preußen, Kaiser Leopold I. erhob ihn zum Reichsgrafen, und als Gräfin Wartenberg war Katharina in den Stand gesetzt, die Favoritin des Königs zu werden.

Jetzt beherrscht Katharina den König; sie sagt ihm, wen er befördern soll, sie flüstert ihm Geschäfte ein, an denen sie und ihr Mann dann profitieren, und sie presst ihm ab, dass sie nach den Prinzessinnen von königlichem Blut als Erste Dame der Residenz anerkannt wird. Der Herzogin von Holstein zahlt Friedrich 10.000 Taler Abstand, damit sie Katharina den Vortritt lässt.

Vor ein paar Monaten hat es einen furchtbaren Auftritt gegeben: Eine Enkelin des Königs sollte getauft werden. Die Gattin des holländischen Gesandten, Frau von Lintlo, hatte sich zwischen die Gräfin

und die königlichen Taufgäste gedrängt. Da war Katharina handgreiflich geworden, es gab eine regelrechte Schlägerei. Katharina hatte als Trophäe einen Zopf aus der Perücke der Gegnerin vom Kampfplatz getragen. Der König verlangte vom holländischen Gesandten, seine Frau solle sich bei der Gräfin entschuldigen. Als der Diplomat sich weigerte, drohte Friedrich mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen, und da hatte der Holländer nachgegeben. . .

Noch hat der König die Schreckensbilder seiner gespenstischen Reise vor Augen, da berichtet Katharina ihm von einem neuen Skandal. Diesmal klagt sie seine Frau an, die 24-jährige Königin Sophie Luise. Folgendes ist geschehen: Die Königin hat sie eines Nachmittags mit ein paar Hofdamen in ihr Boudoir bitten lassen, weil sie sich unpässlich fühlte, die Damen machten Handarbeiten. Plötzlich erschien ein Diener mit einem Kaffeetablett. Was der Mann wolle, habe die Königin gefragt. Gräfin Katharina darauf: „Das ist mein Kaffee, ich pflege ihn um diese Zeit zu nehmen.“ – Entrüstet über so viel Vertraulichkeit verwies die Königin sie des Zimmers. Aber die Gräfin trumpfte auf: „Das möchte ich doch wohl sehen...“ Darauf befahl die Königin der Schlosswache, sie solle die Gräfin aus dem Fenster werfen. Doch Katharina verschwand vorher.

Der König ist in einen Sessel gesunken, ausgelaugt von den Strapazen der Reise, müde der Skandale Katharinas. Doch es wird ihm keine einzige Minute der Ruhe gegönnt. Ein Poltern und Türenschiagen draußen in den Gängen, schnelle Schritte, ein Stoß gegen die Glastür des Saals, die klirrend in Scherben geht. Eine hohe Gestalt in weißem, wallendem Gewand stürzt herein. Lange, aschblonde Haare fallen ihr wild über Gesicht und Schultern; mit Händen, von denen Blut zu Boden tropft, deutet sie auf den König, mit schriller Stimme schreit sie:

„Seht ihn, den König Babylons... Seht ihn, denn die Strafe für seine Sünden ist nahe... Verschlingen wird ihn die Pest...“

Der König greift nach seinem Herzen, seine Sinne verwirren sich. Die Gräfin Wartenberg flieht durch eine Tapetentür. Mit dem Schreckensseufzer: „Die Weiße Frau!“, sinkt König Friedrich I. ohnmächtig zurück. Er glaubt, das Schlossgespenst sei ihm erschienen, das immer dann auftritt, wenn ein Hohenzoller sterben muss. In Wirklichkeit war es seine Frau, Königin Sophie Luise. Ihr gespenstischer Auftritt war der erste Ausbruch eines Wahnsinns, der sie bald völlig umnachtet wird.

König Friedrich I. erwacht in den Armen seiner Leibärzte, der Professoren Krug von Nidda und Hoffmann. Sie versichern ihm, dass seine Zeit zu sterben noch nicht gekommen sei. Doch Friedrich lässt sich durch nichts davon abbringen, dass er die Weiße Frau gesehen hat. Ihre Anklage und ihre Prophezeiung haben sein böses Gewissen wachgerüttelt und Todesahnungen in ihm erweckt. Als wolle er die Weiße Frau damit versöhnen, lässt er noch am gleichen Tag ein Collegium sanitatis aus Räten, Ärzten und Predigern zusammenerufen und verlangt, dass ein neues, umfassenderes Pestreglement ausgearbeitet wird. Aber die gelehrten Räte, „wie es bei jetzigen gefährlichen Pest-Läufften in Städten, Flecken und Dörfern soll gehalten werden“, haben das längst besorgt. Am 14. November 1709 unterschreibt der König das Reglement. Darin heißt es unter Kapitel IX, „daß weit außerhalb jeder Stadt / insonderheit bei dero Residentzien / Lazareth-Häuser zu errichten sind, an solchen Orten / die luftig seyn / und von Winden bestrichen werden können, die zwar außer der Circumvallation, doch aber nicht gar zufern von derselben umb commoderes Einbringen der Inficirten / liegen“. Friedrich stellt aus dem Besitz der Krone ein Grundstück zur Verfügung, das diesen Vorstellungen entspricht: es liegt im Nordwesten der Stadt, am nördlichen Spreeufer zwischen dem Einfluss des Pankeflüsschens und dem Kanal, auf dem in den Sommermonaten die königlichen Treckschuten mit ausgelassener Gesellschaft zum Lustschloss Schönhausen gleiten. Dort lässt er auf seine Kosten ein Pesthaus bauen, wie es Berlin vorher niemals gehabt hat, ein großes Gebäude „von ausgemauertem Fachwerk, 162 Fuß (50,7 Meter) im Quadrat, zwei Etagen hoch, auf allen vier Ecken mit Erckern oder sogenannten Pavillons versehen, welche gleichsam die dritte Etage ausmachen, inwendig mit einem geräumigen Hoff und auf dreyen Seiten mit Zaungehågen umgeben“.

Die Namen der Planer und Architekten sind nicht überliefert, aber man muss ihnen lassen, dass ihr Pesthaus an der Spree alle damaligen Begriffe von Hygiene und Komfort in öffentlichen Hospitälern weit in den Schatten stellt. Zu einer Zeit, als in den großen Spitälern Europas oft drei bis acht Kranke sich ein Bett teilen oder abwechselnd die Tag- und Nachtstunden auf Bänken zubringen müssen, gilt für das Berliner Pesthaus:

„Zwischen den Bett-Städten von beyden Seiten muß genugsamer Raum bleiben / damit den Kranken notwendige Handreichung geschehen könne / auch / wenn etwa ein- oder ein anderer derselben gestorben / daß er ohngehindert möge weggebracht werden. Ist

auch nöthig / daß in den Gemächern sowol ausserwärts als innerwärts genugsame Fenster gemacht werden / so zu weilen bey klarem Wetter und temperirter Luft geöffnet werden müssen / damit dieselben durchstreichen / und die inficirte Dämpfe / so von den Patienten ausdünsten / wegführen können. Zu welchem Ende auch in den Fenstern oben Lufft-Löcher und Klappen / die man aufziehen und wieder niederlassen und zuschließen kann / gelassen werden müssen / um bey rauhem Wetter die dampfige Lufft auszulassen / und die übrige ein wenig zu erfrischen. / Auch müssen besondere Oerter zum Abtritte oder anderen Commoditaeten sowol vor Gesunde als Krancken gelassen werden.“

Am 16. November schreibt König Friedrich an seine Schwiegermutter aus erster Ehe, die Kurfürstin Sophie von Hannover: „In meinem Königreich Preussen ist nuhn auch die pest, hoffe aber die kälte werde es veretreiben und aufhören machen ... daß ich Gott lob glücklich alhier aber nicht ohne sonderbare Gefahr der Pest angekommen bin.“

Doch die Pest wandert ungeachtet königlicher Wünsche weiter nach Westen; Pommern wird ergriffen, Mecklenburg, Holstein und die Neumark. Dreißigtausend Berliner bangen: wann werden die Stadttore ganz geschlossen, wann die Märkte abgesagt werden, von denen die Stadt lebt? Schon jetzt muss jeder, der nur vor dem Spandauer Tor die Spree hinunterspazieren und den Bau des neuen Pesthauses bewundern will, einen Passierschein vorweisen. Flugschriften überschwemmen die Stadt. Ärzte und Quacksalber, Prediger und Wundergläubige verbreiten widersprechende Lehren. Und nichts gibt es, was nicht geglaubt würde.

Als verdächtiges Zeichen für die Pest gelten: Fieberhitze, Angst und Bedrängnis ums Herz, große Unruhe, Haupt- und Rückenweh, Reißen in Schultern und Schenkeln, Schrecken, Auffahren, Zucken in den Gliedern, Ohnmacht, starkes Niesen, Schlafsucht oder Schlaflosigkeit, Schwindel, tiefe, trübe, halbgebrochene oder entzündete und tränende Augen. Ohrensausen, Schwerhörigkeit, Gesichtsröthe. Trockene, schwarze, zitternde Zunge, angelaufene Adern unter derselben, übel riechender Atem, Atembeschwerden, trockener Husten, Herzklopfen, Durst, Übelkeit, Erbrechen, Magendruck, Appetitlosigkeit, Durchfall, Nasenbluten, rote Ruhr, matter Puls...

Kein Wunder, wenn viele schon beim leisesten Übel Panik ergreift. Das ist die „Vorpest“, sagen die Ärzte und können sich vor Kranken kaum retten. In den Apotheken werden 150 Mittel gegen die

Pest angeboten – von der Dresdner Goldtinktur, zu $2\frac{3}{4}$ Thaler, bis zum Giftessig, dessen Zutaten für einen Groschen zu haben sind; die ganz Armen mischen 2 Lot Schwefel mit 4 Lot Salz und streuen zwei Messerspitzen davon aufs Butterbrot oder ins Warmbier. Man trägt einen mit Giftessig getränkten Schwamm bei sich und bestreicht Schläfen, Nasenlöcher, Puls und Herzgrube damit, wenn schlechte Luft oder übler Geruch einen anweht. Man trägt Amulette, die mit Quecksilber und Arsenik gefüllt sind, Herzbeutel, Smaragde oder Saphire. Man laxiert, nimmt Brechmittel, lässt zur Ader, setzt Blutegel an. Beneidet wird, wer an offenen Beinen leidet oder an Syphilis, denn der sei vor Ansteckung sicher. – Jungen Eheleuten wird der Rat zuteil: „Die Liebespflicht soll auch hier mehr der Notdurft als der Lust und Geilheit zu Dienste stehen, insbesondere bey denne, die in diesem Kriege noch Neugeworbene und unerfahrenen Soldaten seyn; maßen auch aus einigen Pestbeschreibungen zu erweysen, daß Braut und Bräutigam eher und mehr als andere Personen von der Pest etwas erwischen und draufgehen.“ Und auch genau umgekehrt kann man's hören. In den Häusern brennen Räucherfeuer zum Reinigen der Luft; wer nie zuvor Tabak geraucht hat, lässt jetzt die Tonpfeife nicht ausgehen. Was der eine lobt, wird vom nächsten verdammt.

Plötzlich, am 4. August 1710, eine Schreckensnachricht: die Pest in Prenzlau, siebzig Kilometer von Berlin. Bei dem jungen Fräulein von Mudersbach hat man die Anzeichen entdeckt – rote Flecken zuerst, die blau und schwarz wurden und in wenigen Stunden zu Beulen anwuchsen.

Krachend werden die Riegel vor die Stadttore geschoben.

Zweihundert Schritt vor dem Tor muss jeder, der hinein will, seinen Pass auf den Boden legen und zurücktreten. Ein Posten nimmt mit langer Zange das Dokument, hält es über ein stark räucherndes Feuer und bringt es dem Wachhabenden. Wird der Reisende eingelassen, muss er sein ganzes Geld auf der Wache in Essig waschen lassen.

Aber der Schwarze Tod zieht an Berlin vorüber. Ist er müde geworden? 200.000 Menschen hat er allein in Ostpreußen hinweggerafft. Von der Weichsel bis zur Memel sind die Dörfer ausgestorben, liegen die Felder verödet. Jahrzehnte wird es dauern, bis in der menschenleeren Wüste wieder Menschen leben, bis auf den Weiden wieder gesunde Kühe grasen werden.

In Berlin jedoch lebt man schnell und vergisst rasch. Vom Jahr der Pestfurcht bleibt nichts zurück als ein stattlicher Fachwerkbau an der Spree, zwei Stockwerk hoch, mit Raum für 400 Menschen. Damit er nicht leer steht, werden obdachlose Arme, Bettler und streunende Dirnen dort einquartiert. Ihr Brot müssen sie sich mit „Spinnen und allerhand Woll-Arbeit“ verdienen, das Pesthaus wird zum „Spinnhaus vor dem Spandauer Thor“.

Was für Volk sich da sammelte, zeigt ein Bericht aus den „Berliner geschriebenen Zeitungen“ vom 9. September 1713:

„Es ist hier ein gewisses Weib, so die dicke Schneiderin genannt wird. Diese ist dazu bestellt, daß sie alles leichtfertige Gesindel aufsuchen und in gute Gewahrsam muss bringen laßen; wie ihr denn zu ihrer Sicherheit nicht allein eine Wache zugegeben wird, sondern sie verkleidet sich auch öftters in Manneshabit und hat sie schon innerhalb 8 tage an die 100 Huren ins hiesige Spinnhaus geliefert. Dieses Weib ist vordem selbst unter einer Diebes-Bande gewesen, und hat sie wegen vielfältig verübten Diebstahls verurtheilet werden sollen. Da sie aber im fall sie pardon erhalten sollte, versprochen, die Stadt von allem diebischen Volke, weil sie es von andern ganz genau zu unterscheiden wüste, zu reinigen, hat man ihr nicht allein pardon ertheilet, sondern hat sie auch ihr Versprechen bishero wohl gehalten. Sie ist aber gestern in ihren Amtsgeschäften durch beygebrachtes Gifft eines plötzlichen Todes gestorben.“



Theatrum anatomicum

Abbildung 1: Theatrum anatomicum, im nordwestlichen Eckpavillon des Marstalls an der Charlottenstraße, Ecke Dorotheenstraße.



Abbildung 2: Älter als das Charité-Krankenhaus war das Anatomische Theater zu Berlin, an der Stelle der späteren Staatsbibliothek. Hier drückten Ärzte und Studenten, Barbieri und Feldschere die Bänke des Hörsaals. An der Leiche und am lebenden Menschen wurden sie in der hohen Kunst der Chirurgie unterwiesen.

Dr. Speners Gruselkabinett

„Friedrich Wilhelm , König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg, gründete dieses Anatomische Theater im Jahre 1713. Er stiftete es anno 1724 dem Collegio der Professoren Medico Chirurgico und versah es zur fortwährenden Ausübung der Kunst mit einem überfluß an Leichen, zum Heil der Armee und des Volkes, zum Nutzen der Bürger und Fremden.“

(Inscription am Anatomischen Theater im früheren Marstall in Berlin Unter den Linden)

Schauernd wenden die Bürger, die am Abend des 19. April 1714 die Straße Unter den Linden hinunterspazieren, den Blick zur Seite und weichen dem Karren aus, der von zwei Invaliden in Richtung Charlottenstraße geschoben wird. Unter dem schwarzen Tuch, mit dem das zweirädrige Gefährt verhängt ist, zeichnet sich ein länglicher Kasten ab. An der Marstall-Ecke biegt der Karren nach links ein und verschwindet in einem der Seitentore. Die ehrbaren Frauen hängen sich fester bei ihren Männern ein, den abenteuerlustigen Soldaten und den mundfertigen Jungfrauen läuft es kalt über den Rücken. Es ist nicht mehr geheuer um den Marstall Unter den Linden, seit König Friedrich I. tot ist. Die riesigen Ställe und Remisen stehen leer, tausend Pferde, die der prunkliebende erste König aus marmornen Krippen füttern ließ, hat sein vierschrötiger Sohn Friedrich Wilhelm verkauft, kaum dass der Alte auf seinem Sterbelager erkaltet war. Keine glänzenden Kaleschen rollen mehr sechsspännig aus dem Marstall hinüber zum Schloss, die Stallungen sind als Werkstätten an Handwerker vermietet, und im hinteren Marstall-Turm treibt der Professor der Anatomie, Christian Maximilian Spener, sein Unwesen. Seitdem rumpeln die schwarzverhängten Totenkarren beladen in den Marstall und kommen leer wieder heraus; denn wen der Professor Spener einmal unterm Messer hat, von dem bleibt nicht viel für ein christliches Begräbnis. Professor Spener sammelt menschliche Skelette wie andere Leute Schnupftabaksdosen oder seltene Steine, und die Eingeweide stellt er in Gläsern unter Spiritus zur Schau. Ganz besonders unheimlich aber ist den Berlinern das Interesse, das ihr junger König am Treiben des Spener nimmt. Als erste Leiche, gewissermaßen zur Eröffnungsvorstellung des Anatomischen Theaters, hat er seinen eigenen Kammerlakaien zur Verfügung gestellt, der an der Schwindsucht und am Suff gestorben war.

Ein lebendiger Leibdiener namens Thomas Körner ist als Anatomiediener zu dem unheimlichen Dr. Spener abkommandiert worden. Was hat Friedrich Wilhelm dabei im Sinn? Will er seinen Untertanen ins Herz blicken, indem er es ihnen aus dem Leib schneiden lässt? Die Berliner gruselt es, obwohl sie sonst gar nicht so zimperlich sind mit dem Tod. Richtblock, Rad und Galgen stehen auf den Plätzen mitten in der Stadt, und die Richter vom Criminalgericht sind schon bei einfachem Diebstahl mit Todesurteilen rasch bei der Hand. Bei den Hinrichtungen auf dem Neuen Markt, vor dem Cöllnischen Rathaus und dem Hamburger Tor drängeln sich Jung und Alt, Arm und Reich um die besten Plätze; zum Andenken kauft man Traktätchen, in denen der Armesündenpfarrer von St. Nikolai, Andreas Schmidt, in blutrünstigen Farben Schreckenstaten und letztes Stündlein der Delinquenten schildert. Reißenden Absatz findet der Scharfrichter Coblenz für das Blut Enthaupteter, denn es gilt – frisch getrunken – als unfehlbares Mittel gegen Fallsucht oder Epilepsie; am teuersten kommt das Blut einer hingerichteten Jungfrau, am wohlfeilsten das eines Juden. Diese selben Berliner aber finden es grausam und unchristlich, den Leib eines Gerichteten auf der Anatomie zu zergliedern. Die breite Masse des Volkes – nicht nur in Berlin – glaubt fest an die Wiederauferstehung des Leibes am Jüngsten Tag, und wie soll einer vor den himmlischen Schöpfer und Richter treten, wenn sein Skelett in einem Hörsaal, seine Eingeweide aber in Gläsern unter Spiritus auf gelehrte Sammlungen verteilt sind? Wie tief dieser Gedanke die Menschen erregt, hatte schon der Anatom Werner Rolfinck in Jena erfahren, als er die Erlaubnis zur Sektion eines Gehenkten erwirkt hatte. Nur mit knapper Not entging er der Steinigung durch die aufgebrachten Jenenser, und fortan erbaten sich viele arme Sünder als letzte Gnade, dass man ihren Leib nach der Hinrichtung nicht „rolfincken“ möge. Verbrecherliebchen und Ehefrauen, fromme Bürger und sogar Geistliche griffen tief in die Tasche, um Galgenvögel von der Anatomie loszukaufen und ihnen ein christliches Begräbnis sowie unversehrte Auferstehung zu sichern. An einer heimlich seziierten Leiche wies Rolfinck zum ersten Mal nach, dass der graue Star tatsächlich durch Trübung der Augenlinse entstand und nicht durch ein Hautgewächs, wie man vorher angenommen hatte. Aber das regte die Mehrzahl der Zeitgenossen nicht auf. So wie Kopernikus und Galilei das Weltall erklärt, Kolumbus und Vasco da Gama den Erdball erkundet hatten, so brachen schon um 1540 die Anatomen auf, um die Terra incognita des menschlichen Körpers zu erforschen. Doch von allen Vorstößen ins

naturwissenschaftliche Zeitalter blieb der für die Menschen hautnaheste, der medizinische, am längsten ignoriert. 1.300 Jahre lang hatten die Ärzte blindgläubig das anatomische Lehrgebäude übernommen, das der Grieche Galenos von Pergamon im 2. Jahrhundert n. Chr. beim Sezieren von Affen, Hunden, Schweinen, Bären und Ziegen gewonnen und einfach auch für den Menschen als gültig erklärt hatte. Andreas Wytink aus Brüssel, genannt Vesalius, hatte endlich diesen Irrtum entlarvt, sein Schüler Gabriele Falloppia das System der Blutgefäße, der Gehirnnerven, des inneren Ohres und der weiblichen Geschlechtsorgane richtig beschrieben, der Engländer William Harvey, Arzt am St.-Bartholomäus-Hospital in London, 1628 das grandiose Schema des Blutkreislaufs entdeckt. Die Zeit nahm davon nur geringe Kenntnis. Studierte Ärzte beurteilten und behandelten Krankheiten mehr nach philosophischen denn naturwissenschaftlichen Einsichten. Die meisten Chirurgen, die ihre Lehrzeit in Barbierstuben absolviert hatten, operierten ohne jede anatomische Kenntnis. Das breite Volk aber, dem die wenigen Ärzte und studierten Chirurgen ebenso unerreichbar wie unbezahlbar waren, vertraute den teils mystischen, teils auf uralter Erfahrung beruhenden Rezepten der Schäfer, Köhler, Kräuterweiber und Gesundheitsbeter..

Anno 1709 ernannte noch König Friedrich I. von Preußen den Scharfrichter Coblentz gnädigst zum Hof- und Leibmedicus. Auf den Protest der gelehrten Leibärzte entgegnete er, dass keiner von ihnen so gründliche Kenntnisse der menschlichen Anatomie aufweisen könne, wie sie Coblentz sich beim Foltern und Vierteilen erworben habe; jedenfalls könne ihm beim Einrichten von Brüchen und Verrenkungen keiner der Gelehrten das Wasser reichen.

Womöglich veranlasste dieser königliche Seitenhieb den Leibarzt und Professor an der Universität Halle, Friedrich Hoffmann – Erfinder der Hoffmanns-Tropfen –, dass er am 29. Januar 1711 vor der medizinisch-physikalischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften die Errichtung eines Anatomischen Theaters forderte, wo er „mit Hülfe einiger Cadaver Anatomie vortragen“ wolle. Der Leibarzt Krug von Nidda schloss sich dem Antrag an, und es wurde beschlossen, die Anatomie im Turmpavillon des Marstalls einzurichten, wo die Akademie schon ihr astronomisches Observatorium hatte. Doch bei dem Beschluss blieb es. Erst als auf Friedrich I. der ungestüme Friedrich Wilhelm folgte, kam plötzlich Schwung in die Sache. Friedrich Wilhelm nannte – zu Unrecht – alles, was die Akademie bis dato unter dem Präsidium des großen Philosophen

Gottfried Wilhelm Leibniz zustande gebracht hatte, „Narrenpossen für der dollen Menschen Curieusitet“. Nur was „vor der Veldt und Menschenbeste“ rasche und praktische Resultate versprach, wollte der Grobian künftig als Wissenschaft gelten lassen: Chemie, Physik, Medizin. Vom Wert der Anatomie war er überzeugt, seit er als Jüngling im holländischen Leyden die Sektion eines Leichnams erlebt hatte. So beorderte er bald nach seinem Regierungsantritt selber die Maurer in den Marstall-Turm und ließ sie die Decke zwischen zwei Stockwerken herausbrechen, um Raum für Auditorium und Seziersaal zu schaffen. Auch um einen Professor der Anatomie war er nicht lange verlegen, stand doch auf der Besoldungsliste der Hofbediensteten, die er bei seinem Regierungsantritt mit einem Federstrich ausgelöscht hatte, der Hofrat und Medicus Dr. Christian Maximilian Spener, 35 Jahre alt.

Bei den holländischen Meistern Rau und Ruysch hatte dieser Spener es in der Kunst des Zergliederns und der Präparation von Organen und Gefäßen mittels eingespritztem Wachs zu solcher Meisterschaft gebracht, dass die Universitäten Gießen und Helmstädt ihn zum Professor der Anatomie berufen hatten. Doch Spener wollte nach Berlin, um seinem Vater nahe zu sein, dem Propst von St. Nikolai und Verfechter einer neuen, den Wissenschaften und dem Leben aufgeschlossenen lutherischen Lehre. Typisch für den damaligen Berliner Hof, hatte man den jungen Spener auch rasch zum Hofmedicus und Sekretär des Collegium medicorum bestellt, aber sein Brot musste er als Oberheroldsrat und Lehrer an der Ritterakademie mit dem Studium und der Deutung von Adelswappen und Stamm-bäumen verdienen.

Dieser Zweckentfremdung hat Friedrich Wilhelm I. ein Ende gemacht. Mit 400 Talern Jahresgehalt ist Dr. Spener zum Professor der Anatomie am ersten Anatomischen Theater ernannt, das außerhalb des Schoßes der Universität errichtet wurde. Am 28. November 1713 hat Spener in pompösen Druck die Einladung zur Eröffnung ergehen lassen:

„Allen Liebhabern der Anatomie wünscht Christian Maximilian Spener, Dr., Com. Pal. Caes., Sr. Königlichen Majestät in Preußen Rath, Hof- und Garnisons-Medicus, auch Professor der Anatomie, der Kaiserl. Akademie Nat. Curios. und der Preußischen Societ. Mitglied, beständige Gesundheit und entbeut seinen Dienst und Gruß.“

Zu den Liebhabern der Chirurgie rechnet Dr. Spener nicht nur Chirurgen, Ärzte und Studenten. Er lässt seine Einladung in fürstlichen

Palästen, Adelshäusern und bei den Würdenträgern des Staates abgeben. Den Nutzen, den die Hautevolee aus dem grausigen Schauspiel gewinnen kann, erklärt er folgendermaßen:

„Beim Schluß erinnere ich mich, was Herodotus von den reichen Egyptern erzählt, dass wenn solche von der Mahlzeit aufgestanden, einem jedweden von den Gästen ein Sceleton oder eines ausgezehrten Menschen hölzernes Bildniß vorgehalten worden mit dem Zuruff: ‚Siehe diesen an und dann trinke und freue dich, denn nach Deinem Tode wirstu eben so sein‘. Wenn jeder von den Zuschauern auf dergleichen Weise unser Subjectum ansehen wird, wird es ihn auch anreizen, seinem Trinken und Freude christliches Maß zu setzen, weil er nicht weiß, wie bald er diesen Körper gleich werden könne.“

Der Sektionstisch als Katheder praktischer Lebensweisheit und Diät für sinnen- und genussfreudige Barockmenschen, als pikanter Nervenkitzel und Abwechslung im höfischen Einerlei... Aber nach diesem Tribut an den Geist der Zeit sagt Dr. Spener, worauf es ihm und seinem königlichen Mäzen ankommt. In verschnörkeltem Barockdeutsch entwirft er sein Programm, das für die Berliner Medizin ein neues Zeitalter einleitet: „...Nur aus Unwissenheit dieser nothwendigen Wissenschaft sehen wir so viel Bucklichte, Lahme und Krumme täglich vor unseren Augen wandern. Ja, aus Unwissenheit der Anatomie ist es geschehen, daß fast der größte und beste Teil der Chirurgie an Henker, Schinder, Schäfer, Marktschreyer und sonst allerley Gesindel gekommen ist...

Wachet auf endlich aus dem Schlaf, ihr Chirurgi, und bemüht Euch durch Fleiß in der Anatomie, Eure edle Kunst wieder in Blüte zu bringen und diesen Leuten die Chirurgie wieder aus den Händen zu winden. Sucht aus edlem Eiffer, den anderen Nationen, die sich durch Excolierung der Chirurgie einen Namen gemacht, künftig zuvorzukommen, da es Euch nunmehr an keiner Gelegenheit, was Rechtschaffenes zu lernen, ermangeln wird!

Da nun solche Erkenntnis aus künstlicher Eröffnung und Zerschneidung der menschlichen Körper herrühret, so haben die Chirurgi höchste Ursache, die große Gnade zu preisen, so ihnen aus Allerhöchster Königlicher Milde widerfährt. Bedient Euch der Gelegenheit und sammelt Euch ein, was Euch hernach nützet, denn es möchte sich solche Gelegenheit nicht immerfort äußern.“

Dreimal wöchentlich – montags, mittwochs und sonnabends – von 5 bis 6 Uhr früh hält Dr. Spener seinen Demonstrationkursus an der Leiche im Hörsaal des Theatrum Anatomicum. Täglich von 9 bis

11 und von 2 bis 4 Uhr nachmittags werden unter seiner Anleitung in den kleineren Zimmern Skelette und Extremitäten, Organe und Blutgefäße präpariert, konserviert, mit Wachs ausgegossen und unter Spiritus für die Nachwelt zubereitet. Es ist eine Gelegenheit zum Lernen, wie sie kaum ein Doktor je an seiner Universität und keiner der aus dem Barbierhandwerk hervorgegangen Chirurgen jemals gehabt hat. Trotzdem scheint König Friedrich Wilhelm I. vom freiwilligen Streben der Mediziner und Wundärzte weniger überzeugt zu sein als sein enthusiastischer Anatom; denn er befiehlt, wie die „Berliner geschriebene Zeitung“ berichtet, dass sie „täglich bey einer Geldstraffe im Fall ihres Ausbleibens erscheinen, umb sich mehrers in ihrer Profession zu habilitieren.“

Zuerst lächelt man an den alten Universitäten Europas – in Paris, Montpellier und Leyden, in Padua, Edinburgh und Halle – über diese Nachricht aus Preußisch Berlin. Anatomie zu lehren ist ein Vorrecht der Universitäten, und Berlin hat keine Universität. Anatomie wird überall nur in lateinischer Sprache gelehrt, ein Vorrecht der Gebildeten. In Berlin jedoch zwang der König von Preußen gelehrte Doktoren auf eine Lehrbank mit Barbier-Chirurgen und Kompaniefeldschereren, und gelehrt wird in deutscher Sprache.

Doch bald lächelt man nicht mehr in Paris, Montpellier, Leyden, Padua, Halle und Edinburgh. Am 16. Dezember, 18 Tage nach der ersten Sektion in Berlin, meldet die „Berliner geschriebene Zeitung: „Gestern wurde ein Grenadier, so nicht nur desertiret sondern auch verschiedene Diebereyen verübt hatte, vom Leben zum Tode gebracht. Er wurde dem Theatro Anatomico der Königlichen Verordnung gemäß überliefert. Vorgestern wurde an dem Leichnam das Auge seziret, dabei der Prinz vom hochseligen Markgraf Philip in hoher Person zugegen war.“ Der Prinz, der vom König zur Sektion abkommandiert war, ist der dreizehnjährige Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt.

Am 3. Februar 1714 berichtet die „Berliner geschriebene Zeitung“: „Gestern hat man allhier einen Soldaten, so etzliche mal von einem Regiment zum anderen desertiret, dessen Körper den Medicus und Chirurgis zur Anatomie übergeben, und ist dieser der dritte, welcher in kurzem denselben geschencket...“

10. Februar 1714: „Ein gewissenloses Weibsmensch, welche ihre Frucht abtreyben wollen, die starcke Artzney aber derselben in wenigen Stunden das Leben genommen, hat man in die Anatomie-Cammer gebracht und geöffnet, wozu alle Hebammen eine Stunde

geladen, nachhero auch den Medicis und Chirurgis dergleichen verstatet, worauf sie der Erde einverleibet worden.“

Vier Sektionen in knapp zehn Wochen... Vor dieser Frequenz können die Anatomieprofessoren der Universitäten in Italien, Frankreich, Holland und England nur neidisch erblassen. Sie müssen manchmal mit einer Leiche ein ganzes Jahr lang haushalten oder ihre Toten nachts aus frischen Gräbern oder vom Galgen stehlen. In England und Schottland beschaffen Mörderbanden den Anatomien ihren Bedarf zu Wucherpreisen, an anderen Universitäten begnügen sich die Professoren damit, ihren Studenten an Tierkadavern die terra incognita humana zu demonstrieren. In Berlin aber sorgt der König selbst dafür, dass seinen Anatomen das Material niemals ausgeht. Fünf Monate nach der Eröffnung des Anatomischen Theaters zu Berlin lädt Dr. Spener zur zehnten Sektion ein... 20. April 1714.

Die Morgendämmerung fällt durch die hohen Fenster des Anatomischen Theaters. Der gewaltige barocke Saal ist in fahles Zwielflicht getaucht. Frei im Raum scheint der sechzehnkerzige Kronleuchter zu schweben. Unruhig flackern die Kerzen, und manchmal ist es, als regte sich die Gestalt des Toten, die unter dem weißen Tuch auf dem ovalen Seziertisch liegt.

Raunend drängt sich die Menge um die Glanzstücke, die Professor Spener ausgestellt hat. Da sieht man „sieben Gerippe von kleinen Kindern, welche allerhand Musikinstrumente in den Händen haben“. Da steht vor einem Mauerpfeiler „ein ordentlich gestaltetes Gerippe, welches eine rote Zunge von Samt hat, aber auch sonst so geschickt zusammengefügt ist, daß fast alle Bewegungen wie natürlich gemacht werden...“ Schon ernsteres wissenschaftliches Interesse verdient „ein Foetus einer Mohrin, welcher hin und wieder schwarze Flecken hat“ oder „ein Stück von einer Lunge, deren Blutgefäße mit Wachs ausgesprützt sind...“

Fünf Uhr schlägt es von der Marienkirche. Das Publikum drängt zu den Bänken. Die erste Reihe ist reserviert für Doktoren und Professoren der Medizin sowie für die Hautevolee. Dahinter sieht man Regimentschirurgen aus ganz Preußen, Medizinstudenten, Amtschirurgen und Apotheker. In der dritten Reihe dürfen Feldschere der Berliner Garnison Platz nehmen. Auf den Stehplätzen drängeln sich Barbieri und Apotheker. Ein derart gemischtes Auditorium bei einer anatomischen Demonstration ist etwas ganz Neues, fast revolutionär. Anatomie wird sonst ausschließlich an den Universitäten gelehrt, in lateinischer Sprache und vor künftigen Doktoren der Medizin, die davon in ihrer späteren Praxis kaum Gebrauch machen

können. Denn die Mediziner dürfen nur innere Krankheiten behandeln, chirurgische Eingriffe sind ihnen verboten. Chirurgische Eingriffe und äußerliche Wundbehandlungen sind den Chirurgen vorbehalten, die der Barbier- oder Bader-Zunft angehören und auf die die Mediziner mit mehr oder weniger Verachtung herabblicken. Echte Wundärzte, die sowohl Medizin wie Chirurgie studiert haben, sind selten.

Diese unselige Trennung hatte es bis zum frühen Mittelalter nicht gegeben. Sie entstand erst im 11. Jahrhundert, als die ärztliche Kunst ausschließlich von Priestern und Mönchen ausgeübt und gelehrt wurde. Damals setzte sich in der Kirche die scholastische Theologie durch, die alle Gebiete der Wissenschaft dem Kirchenrecht unterwarf. Auf die Medizin angewandt bedeutete das unter anderem, dass die Schuld am Tode eines Menschen zum Priesteramt unfähig macht. Eigentlich hätte das für Innere Medizin und Chirurgie gleichermaßen gelten müssen, doch da blutige Eingriffe als Todesursache augenfälliger sind als falsche Rezepte und Kuren, spitzte sich das Verbot auf die Formel zu „Ecclesia abhorret a sanguine“, die Kirche bebt zurück vor dem Blut. Das Verbot wurde bis ins 17. Jahrhundert von allen Konzilien bekräftigt.

Geistliche Professoren, die bei der Chirurgie bleiben wollten, zogen sich an norditalienische Universitäten zurück, wo sie vor dem Zugriff der Kurie sicher waren. In Padua und Bologna bildeten sie weiter Vollmediziner aus. Deutsche Kaiser und Landesfürsten holten sich von dort mit Vorliebe ihre Leibärzte und schickten Adels- und Patriziersöhne zum Studieren dorthin. An deutschen Universitäten, die vom 14. Jahrhundert an in Deutschland gegründet wurden, gab es kein Chirurgie-Studium, und Medizin und Anatomie erstarrten in wirklichkeitsferner Theorie.

Dass die Chirurgie schließlich auf die Barbieri kam, daran hatten, neben den Theologen, die Mode und die Kriegstechnik mitgewirkt. Im Einvernehmen mit Papst Urban III. befahl Erzbischof Wilhelm von Rouen im Jahre 1092 den Priestern und Mönchen, sich ihre üppigen Haupt- und Barthaare kurzscheren zu lassen. Die streitbaren Kleriker sahen nicht ein, weshalb sie sich der Manneszier berauben lassen sollten, die weltlichen Herren sie jedoch weiterhin tragen durften. Der fromme König Ludwig von Frankreich (1173–1180) ließ sich, um den Zwist zu beenden, den Bart scheren und das Haar stutzen. Dass ihn seine Gemahlin Eleonore von Aquitanien daraufhin verließ und den bärtigen Heinrich II. von England heiratete, war eine politische Nebenwirkung des Streits um den Bart. Die meisten

deutschen Fürsten hatten schon vorher den Reiz des glatten Kinns erkannt. Das änderte sich gegen Ende des Mittelalters wieder, doch wurden deshalb die Bartscherer nicht brotlos; denn man pflegte jetzt den individuellen Schnitt von Bart und Frisur, die Moden wechselten, und die Bartscherer wurden als Haarkünstler für höhere Kreise unentbehrlich. Ihr Fingerspitzengefühl und sicherer Umgang mit scharfen Messern und spitzen Scheren verschafften ihnen allmählich die Zulassung zur sogenannten „kleinen Chirurgie“, dem Aderlassen und Setzen von Schröpfköpfen, der Wundbehandlung und dem Anlegen von Verbänden.

Trotzdem galten die Haarscherer oder Barbieri, wie sie später genannt wurden, weiterhin als „unehrliche Leute“, das heißt, sie durften sich nicht wie die übrigen Handwerker zu Zünften zusammenschließen, und ihre Kinder konnten nicht in „zünftige“ Familien einheiraten. Erst auf dem Reichstag zu Augsburg 1548 wurden Barbieri und Bader für „ehrlich“ erklärt und in die Zunftordnung aufgenommen.

Aber zurück zum Theatrum Anatomicum in Berlin. Die Regimentschirurgen in der zweiten Reihe des Auditoriums haben alle ihre Laufbahn als Barbierlehrlinge begonnen. Der Anatomiediener kündigt Professor Spener an. Wie immer, in tadellos sitzendem, dunkelbraunen Rock und schneeweißem Spitzenjabot, verneigt er sich stumm, er nimmt seinen Zierdegen von der Hüfte, überreicht ihn dem Diener. Dann spricht er, der erste deutsche Anatom, der nicht in Latein, sondern in der Landessprache unterrichtet: „Nachdem Seine königliche Majestät in Preußen, Unser Allgnädigster König abermahlen ein Subjectum gnädigst gewidmet...“

Bei diesen Worten streift der Diener das weiße Tuch von dem reglosen Körper. In den hinteren Sitzreihen werden Lorgnons gezückt. Ein Raunen geht durch die Reihen: „Einer von den langen Kerls...“ Der Mann, der da kalt und steif auf dem Seziertisch liegt, muss fast zwei Meter groß sein. Tiefschwarzes Haupthaar und ein kräftiger Schnauzer unter der geschwungenen Nase unterstreichen noch die Totenblässe. Größe und Haartracht bestätigen die Vermutung, dass es sich um einen der „Großen Grenadiere“ handelt, jener Riesengarde, die der soldatennärrische König schon als Kronprinz zusammengeworben, wie Leibeigene gekauft oder geraubt hatte. Eines natürlichen Todes kann der Riese nicht gestorben sein, denn dann hätte der König ihn zwar vom Regimentsfeldscher obduzieren lassen, um die Todesursache festzustellen, aber er wäre mit allen Gliedmaßen und Organen ehrenvoll begraben worden. Selbst wenn er desertiert und

eingefangen worden wäre, hätte Friedrich Wilhelm ihn nicht exekutieren lassen; denn dazu hat ihn der Mann zu viel an Handgeld und Werbegeldern gekostet, manchmal bis zu 7.000 Taler. Als Friedrich Wilhelm im Februar 1713 den Thron bestieg, hatten die Langen Kerls geglaubt, sie würden nun aus ihren entlegenen märkischen Garnisonen in die Residenz verlegt werden, nach Berlin. Doch der König dachte nicht daran, seine kostbaren Paradesoldaten den Lockungen der Berliner Weiblichkeit auszusetzen, und verlegte sie in das damals noch wenig reizvolle Potsdam. Seitdem hat es immer wieder Gerüchte von Aufsässigkeiten gegeben, ja einige „verwegene Kerle“ sollen bei Visierübungen ihr Gewehr verbotswidrig scharf geladen haben, und dem Major von Kleist und sogar dem König seien Kugeln haarscharf am Kopf vorbeigeflogen. War der stumme Tote auf dem Seziertisch etwa ein Meuterer, vielleicht sogar ein Rädelsführer, oder hatte er einen verhassten Korporal umgebracht?

Aber manche der Männer im Anatomischen Theater denken jetzt weniger an die Tat, die er begangen haben könnte, als an das Schicksal, das ihn hier enden ließ. Dem Aussehen nach dürfte er aus einem südlichen Land stammen. Vielleicht war er dort Fischer oder Bauer, vielleicht Student oder starker Mann in einem Wanderzirkus. Haben ihn die tausend Taler Handgeld und drei Taler Monatssold gelockt, die in Preußen für Kerle wie ihn geboten werden – dreimal so viel Sold wie der normale preußische Soldat empfängt? Sicher ist nur, dass ihn die Preußen in eine enge Uniform gepresst und ihm einen hohen, metallbeschlagenen Helm aufgesetzt haben. Er hat „richtig“ marschieren gelernt und beim Parademarsch die Beine bis in Bauchnabelhöhe hochwerfen müssen. Mit einem riesigen Schießprügel hat er Griffe geklopft und nach stundenlangem Drill Uniform und Lederzeug putzen müssen. Er ist in einer Sprache angebrüllt worden, die er nicht verstand; ein großer, dicker Oberst, von dem es jetzt hieß, er sei der König, hat ihm leutselig auf die Schultern und Backen geklopft, und ein rotgesichtiger Sergeant hat ihn nachher mit dem Stock verprügelt, ohne dass er sich wehren durfte, denn darauf steht Spießrutenlaufen... Und nun hat ihn sein Oberst, der König, gnädigst der Anatomie gewidmet, „zum Heil der Armee und des Volkes, zum Nutzen der Bürger und Fremden“.

*

Professor Spener tritt in eine der Einbuchtungen, die links und rechts in die Platte des Seziertisches geschnitten sind. Gewöhnlich beginnt er seine Demonstrationen mit einer kurzen Beschreibung des

menschlichen Körpers und seiner Einteilung in Sektionen. Für heute hat er die Öffnung der Bauchhöhle angekündigt. Doch jetzt steht er wie in Gedanken versunken da; die Zuschauer in den vorderen Reihen sehen, dass er totenbleich geworden ist und dass sich seine Lippen bewegen, als murmle er ein Totengebet.

Das Auditorium beginnt unruhig zu werden. Erst als der Anatomiediener Thomas Körner sich räuspert und ihm das Samtkissen mit den Instrumenten hinhält, reckt Spener sich auf, greift nach einem Skalpell, zeigt mit der Spitze auf zwei bräunlich verfärbte Spuren am Hals der Leiche und sagt:

„Diese Spuren, die deutlich als Abdruck eines derben Stricks zu erkennen sind, deuten auf einen gewaltsamen Tod durch Erhängen oder Erdrosseln hin. Aber die äußeren Zeichen können trügen. Um Gewissheit über die Todesursache zu gewinnen, lege ich deshalb diejenigen Teile frei, die zum Atemholen dienen. Ich öffne also den Brustraum...“

Im Auditorium ziehen die Fachleute die Augenbrauen hoch und stoßen einander an. Was der Spener da machen will, hat nichts mit einer anatomischen Demonstration zu tun, das ist eine Obduktion, wie sie die Stadtchirurgen durchführen müssen, wenn bei einer Leiche der Verdacht auf Mord besteht. Will der Spener bei diesem Toten, der doch offenbar auf Befehl des Königs aufgehängt worden ist, einen kriminalärztlichen Befund erheben? Gegen wen denn, etwa gegen den König? Unbeirrt von dem Getuschel lässt Spener sich eine Goldschmiedeschere reichen, die einer Kneifzange ähnlich sieht. Damit kneift er die Rippenknorpel beiderseits des Brustbeins auf und klappt die Rippen zur Seite. Er schneidet das Brustfell auf, Herz und Lunge liegen frei. Als er die Lunge aufschneidet, sieht man, dass sie mit dunklem venösem Blut gefüllt ist. Von der Lunge führt Spener einen langen Schnitt zum Hals und präpariert die Halsschlagader frei, die zwar eingedrückt, aber nicht zerrissen ist. Dann schneidet er das Herz auf und zeigt, dass die rechte Herzkammer ebenfalls mit dunklem Blut gefüllt, die linke dagegen leer ist. Als er dann die Bauchhöhle öffnet, findet er die Arterien und Venen voller Blut.

„Damit sind alle Anzeichen vorhanden, dass dieser Mann durch plötzliches Würgen am Hals aus dem Leben befördert worden ist“, sagt Spener und fügt nach einigem Zögern hinzu:

„Ob er sich selbst erhängt hat oder gehängt wurde, das festzustellen, ist nicht das Amt des Anatomen...“

Wieder diese versteckte Anspielung! Doch diesmal geht Spener rasch über das befremdete Raunen im Auditorium hinweg und beginnt am geöffneten Leichnam eine Demonstration des Blutkreislaufs, wie ihn William Harvey in London hundert Jahre vor ihm zum ersten Mal aufgeklärt hatte. Es wäre sicher eine glanzvolle Demonstration gewesen, wenn Spener nicht plötzlich hätte abbrechen müssen. Er legt den Zeigestock aus der Hand, schwankt, hält sich an der Kante des Seziertisches fest. Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Ein Wink zum Anatomiediener: „Schluss!“ Und Thomas Körner begreift sofort.

„Die nächste Demonstration an dieser Leiche findet in drei Tagen statt“, ruft er ins Auditorium. „Also Sonnabend um die gleiche Stunde. Darin wird abgehandelt werden von den Teilen, die zur Chylifikation oder Verdauung gehören – als da sind Magen, Gedärme und so weiter...“

Langsam leert sich das Auditorium. Erst als der letzte gegangen ist, schleppt der Professor sich mühsam in eine Nebenkammer. Sie steht voll von Gläsern mit Präparaten, von Schädeln und halbfertigen Skeletten. Schwer atmend sinkt er in einen Sessel.

Der Diener streckt besorgt den Kopf durch die Tür. Spener bittet, er möge in der Spenerschen Apotheke am Spreekanal Bescheid sagen, dass der Apotheker Spener, sein ältester Bruder, ihm freundlichst seinen Wagen schickt. Denn zu Fuß, das spürt Professor Spener, könnte er den Weg über die Linden- zur Breiten Straße nicht mehr schaffen.

Zwei Wochen später, am 5. Mai 1714, stirbt Professor Christian Maximilian Spener. Ungeklärt bis heute bleibt sein rascher, früher Tod. War es eine Infektion, die er sich beim Sezieren einer Leiche zuzog? War es ein plötzlicher Kräfteverfall dieses rastlos fleißigen Mannes? Die königlichen Leibärzte, die ihn behandelt haben, verschanzen sich hinter der nichtssagenden Diagnose Febris continua – anhaltendes Fieber. Doch der Geheimkorrespondent Franz Hermann Ortgies berichtet unter dem 12. Mai 1714:

„Der unlängst verstorbene Hof- und Garnisons-Medicus Spener hat bey seiner Krankheit grausamlich geraset und nur von denen Körpern gesprochen, so er seciret, und gleichfalls mit denen immer gefochten. Dahero hat der gemeine Mann Anlaß genommen zu reden, daß dieselben Körper ihn so gequälet hätten, weil viele der armen Sünder so bisher gehäncket und justificiret worden, vor ihrem Endedawider protestieret, daß man ihren Körper dem Dr. Spener nicht zur Anatomie geben sollte. Und dabei haben sie Reden verlauten

lassen, daß sie demselbigen widrigenfalls keine Ruhe lassen, sondern ihn bis in den Tod quälen wollten...“

Ob dieser Bericht auf seriösen Informationen beruht oder ob er nur wiedergibt, was in Berlin über den Tod des Anatomen aus prominenter Familie gemunkelt wurde, wissen wir nicht. Aber er entspricht sicher einer damals weit verbreiteten Stimmung.

König Friedrich Wilhelm übernimmt die Begräbniskosten, 60 Taler, und setzt der Witwe eine Pension von 27 Talern aus. Der Tod Speners war ein schwerer Verlust für die Anatomie, und die Wahl seines Nachfolgers wird zum Rückschlag für die Reformpläne der chirurgischen Ratgeber des Königs. Doktor Heinrich Henrici, bis dahin Leibarzt des Generalfeldmarschalls Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und von diesem beim König protegiert, ist ein guter Therapeut und Pathologe, jedoch kein Anatom und erst recht kein Chirurg. Er lässt die Sektionen durch einen Prosektor ausführen, und bald beschwerten sich ärztliche Mitglieder der Akademie der Wissenschaften über seine angebliche Faulheit.

Im Sommer 1715 zieht der König mit 20.000 Mann nach Vorpommern, um den Schwedenkönig Karl XII. und seine Truppen zu vertreiben. Greifswald, Anklam, Wolgast, Peenemünder Schanze, die Insel Rügen und die Festung Stralsund werden in blutigen Kämpfen erobert. Es bleibt der einzige Krieg, den Friedrich Wilhelm I. in den 27 Jahren seiner Regierungszeit führt. Und es sind die ersten Schlachtfelder, die er erlebt, seit er als achtzehnjähriger Kronprinz und Obrist der 6. Garde-Grenadiere am Spanischen Erbfolgekrieg in Flandern teilgenommen hatte. Damals lernte er den ihm gleichaltrigen Kompaniefeldscher Ernst Conrad Holtzendorff kennen, der ihm erklärt hatte, dass die meisten Soldaten nicht deshalb starben, weil ihre Wunden tödlich wären, sondern weil die Wunden falsch, unzureichend oder gar nicht versorgt würden. In den Pommerschen Feldzug hat Holtzendorff den König als Leibchirurg begleitet. Hat sich in den elf Jahren seit ihrer Bekanntschaft etwas zum Besseren gewendet? Holtzendorff schüttelt den Kopf, und auch der junge Bataillonsfeldscher Friedrich Brandhorst von den in Brandenburg an der Havel stationierten Grenadiern stimmt dem zu. Ungeduldig wie alle Despoten hat sich der Soldatenkönig von der Gründung des Anatomischen Theaters zu schnelle Erfolge versprochen. Man kann aber nicht in zwei Jahren aufholen, was in Preußen und im ganzen Deutschen Reich in Jahrhunderten versäumt worden ist.

Das kann Holtzendorff dem König klarmachen. „Was soll geschehen?“, knurrt der König.

Holtzendorff schlägt vor, am Anatomischen Theater nicht nur Schau-
sektionen abzuhalten, sondern auch Feldschere selbst sezieren und
unter Anleitung geübter Chirurgen bei Operationen an der Leiche
lernen zu lassen. Vor allem hält er es für unerlässlich, junge, be-
gabte Feldschere an eine der ausländischen Chirurgeschulen zu
schicken, am besten nach Paris, wo seit zwei Jahren das alte Collège
St. Côme der Chirurgen Gilde zur Académie de Chirurgie erhoben
worden ist. Aber der König hasst die Franzosen, und Paris gilt ihm
als Sündenbabel und Höllenpfuhl.

Trotzdem wagt Holtzendorff den Vorschlag, und wirklich gelingt es
ihm, dem König nach anfänglichem Poltern den Befehl abzurufen,
dass die drei Regimentsfeldschere Brandhorst, Bouness und Casse-
bohm auf drei Jahre nach Paris abkommandiert werden. Da muss
der Sparsame tief in die Schatulle greifen; 300 Reichstaler verlangen
die Franzosen pro Mann und Monat für den Kursus in Chirurgie,
plus 12½ Taler Aufschlag für Geburtshilfe und 6 Taler 6 Groschen
für Anatomie, 30 Taler für jede Operation. Dazu kommen 10 Taler
Sold und 10 Taler Spesen für das Leben im teuren Paris. Ein Jahr
später wird der Minister von Knyphausen dem König die Bilanz des
ersten Jahres vorlegen: 13.806 Taler, das ist so viel wie der Jahressold
für 1.150 gemeine Soldaten. Dabei kam der König von Preußen noch
verhältnismäßig billig davon, denn der französische Livre hatte seit
dem Tod des Sonnenkönigs Louis XIV. im Jahr 1715 um ein Drittel
an Wert verloren und fiel weiter.

Für Ernst Conrad Holtzendorff endet die anstrengende Ausein-
andersetzung mit einer Überraschung. Friedrich Wilhelm ernennt ihn
zum Generalchirurgen der Armee, eine Stellung, die es bisher in kei-
ner Armee gegeben hat, und zum Direktor der Chirurgie in Preußen
und überträgt ihm so auch die Aufsicht über die zivilen Wundärz-
te und Barbier-Chirurgen. Aber die chirurgische Versorgung der
Armee ist nicht das einzige Problem, das den Soldatenkönig um-
treibt: In dem Feldzug starben beinahe ebenso viele Soldaten an
Krankheiten wie an Verwundungen. Gegen Fieber und Durchfälle
sind die Feldschere ebenso hilflos, wenn die bekannten Hausmit-
tel versagen. Doch auch bei dem Lieblingsspielzeug des Königs,
der Potsdamer Riesengarde, die gar nicht im Felde gewesen war,
häuften sich schwere Krankheits- und Todesfälle durch Wasser- und
Schwindsucht. Die Ärzte sind ratlos. Vielleicht hätte Leibarzt Pro-
fessor Stahl eine Erklärung gewusst, der in seiner „vitalistischen“
Theorie die Auffassung vertritt, dass fehlende „Lebenskraft“, die
zu Krankheit und Tod führt, nicht nur körperliche, sondern auch

seelische Ursachen haben kann. Aber wie sollte er dem König klar machen, dass seine Langen Kerls an Gemütskrankheit eingehen? Stahl hat so seine Erfahrungen mit dem Grobian.

Wenn die Ärzte nichts tun können, dann muss der Crone her, scheint sich der König gesagt zu haben. Dieser Crone, ein in Gefangenschaft geratener schwedischer Capitän, war ihm als Alchimist und Hellseher vorgestellt worden; er behauptete, es gebe im Harz ein Mineral gegen das Fieber der Grenadiere – allerdings bedürfe es hellseherischer Fähigkeiten, um es zu finden. Der König schickt Crone in den Harz, lässt aber gleichzeitig verlauten, der Schwede gehe über Wismar in seine Heimat zurück. Drei Monate später meldet der Geheimkorrespondent Ortgies dieses Täuschungsmanöver des Königs. Offenbar hinterging Friedrich Wilhelm seine Leibärzte nicht ganz ohne Gewissensbisse.

Trotzdem sollte es bald zu einem schweren Konflikt zwischen dem König und dem Generalchirurgen, dem Leibarzt und dem Obercollegium medicum kommen. Es geht um den berühmten Doktor Eisenbarth.

*

Februar 1716

Aus Stargard in Pommern wird dem König gemeldet, dass Oberstleutnant von Grävenitz vom Regiment von Borck einen schweren Augenschaden erlitten hat und zu erblinden drohe. Friedrich Wilhelm I. beruft Holtzendorff und die Berliner Regimentschirurgen zu sich: „Der Grävenitz muss operiert werden!“ Auch Holtzendorff hat die Nachricht erhalten, aber nicht wie der König vom Adjutanten, sondern vom Regimentschirurgen, und der schreibt, dass es sich um einen tiefen Riss in der Hornhaut handelt, durch den Teile des Glaskörpers ausgetreten sind. Da gibt es nichts zu operieren. Ja, wenn es sich um einen Augenstar, eine Trübung der Linse handeln würde, dann könnte ein Okulist (Augenoperateur) durch einen seitlichen Einschnitt mit einer Starnadel die undurchsichtige Linse aus der Sehlinie drücken. Im Falle des Oberstleutnants von Grävenitz aber bleibt nichts zu tun, als das zerstörte Auge herauszunehmen, um schlimme Entzündungen zu vermeiden. Aber gerade dagegen wehrt sich der Offizier; deshalb hat er sich an den König und den Regimentschirurgen Holtzendorff gewandt.

Holtzendorff will dem König erklären, dass Grävenitz auf dem unverletzten Auge weiterhin sehen wird und dass es schon recht gute

Glasaugen gibt. Doch der König unterbricht ihn wütend: „Arschlöcher! Blattscheißer, Hirnochsen!“

„Halten zu Gnaden, aber nur ein Scharlatan würde versprechen...“
„Was, Scharlatan sagt Er?“ Holtzendorff nickt stumm. Der König lacht höhnisch auf und ruft nach dem Sekretär. Er diktiert: „...befehlen dem Magdeburg. Regierung hiermit in Gnaden, den dortigen Oculisten Eisenbarth, sobald er wieder da selbst wird angelegt seyn, in dero Nahmen anzubefehlen, sich alsofort nach Stargard zu begeben, woselbst er sich beim Obristen Lieutenant von Gäbernitz vom Borck'schen Regiment, als welcher einen Schaden ans Auge bekommen, angeben. Und soll er seinen äußersten Fleiß anwenden, solchem wieder zu helfen. Signatum Berlin den 7. Februar 1716. Friedrich Wilhelm.“

Das Gesicht des Generalchirurgen läuft hochrot an, nur mühsam bewahrt er Haltung. Keine vierzehn Tage zuvor, am 28. Januar, hat der König ihm und dem Obercollegium medicum einen Erlass unterschrieben, in dem es heißt:

„Diejenigen Markschreier oder sogenannte Quacksalber, welche von Unserm Collegia Medico nicht examinieret und darüber ein glaubwürdiges Attestatum im Originale nicht aufzuweisen haben, sind auf denen Jahrmärkten gar nicht zugelassen. Diejenigen aber, so dergleichen Attestatum und Concession zum öffentlichen Verkauf ihrer Medicamenta vorzuweisen haben, sollen dennoch keinen Hanswursten oder Pickelhäring aufstellen, sondern ohne dergleichen Narreteidigen ihre Artzneyen verkauffen.“

Der Name Eisenbarth war in diesem Erlass nicht ausdrücklich genannt, aber gerade ihn, den bekanntesten und erfolgreichsten Marktschreier und Wunderdoktor, haben die Ratgeber des Königs treffen wollen. Und jetzt der Auftrag an Eisenbarth! Für sie ist er wie ein Schlag ins Gesicht...



Abbildung 3: Christian Maximilian Spener.

„Ich bin der Doktor Eisenbarth“

„Daß der Königl. Preuß. Rath Eysen-Barth von Magdeburg annoch zum Trost vieler bedrängter Patienten allhier seyn, wird hiedurch zu wissen gethan. Er hat die kurtze Zeit viele Menschen an allerhand theils gefährlichen Krankheiten rühmlichst curiret, in specie hat er den 11. Sept. von einem 25-jährigen Menschen mit geschwinder Behändigkeit und in presence vieler Leute, doch ohne grosse Schmerzen dergleichen Stein aus der Blase geschnitten. Dieser Mensch ist gottlob frisch und gesund, auch die Blase vollkommen heil; er logiret in der Heil. Geist StraÙe, in der Wittwe Neumeisterin Hause... Dergleichen wichtige Operationes wird der Rath Eysen-Barth noch mehrere vornehmen. Was an Augen-Curen, Brüchen, Leibsgewachsen, Hasen-Scharten von ihm verrichtet worden, achtet er gering. Hierbey wird dessen unvergleichlichere balsamischer Habt-, Augen- und Gedächtniß-Spiritus auf das Beste commandiret, das Loth à 12 gr., ingleichen dessen berühmte Tinctur in Stein- und Gliederschmerzen das Loth à 8 gr. wie auch die curieuses und bequeme Bruch-Bänder, wodurch viele Brüche nebst dienl. Medicamentis ohne Schnitt curiret werden, umb billichen Preiß zu haben. So jemand seiner Hülffe benöthiget, kann des Morgens nichtern seinen Urin auffangen und ihm zusenden. Sein Logis ist in der Spandauschen StraÙe bey Herrn Melchern.“

(„Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ vom 24. September 1724)

Münster in Westfalen, März 1716

Zwischen Dom und Rathaus drängt sich die Menge. Hoch auf dem Seil, das zwischen zwei Masten gespannt ist, balanciert ein buntgekleideter Tänzer. Auf einem schwankenden Podium, das auf vier riesigen Weinfässern ruht, wird eine Komödie gespielt. Hanswurst und Pickelhäring, die Clowns, werben um die schöne Columbine. Plötzlich ein Trompetenstoß. Der Seiltänzer verabschiedet sich mit einem Schwenken seines Sonnenschirms. Columbine, Pickelhäring und Hanswurst verschwinden im Zelt hinter der Bühne.

Dort steht jetzt ganz allein ein Mann in einem Gewand, wie es König Ludwig XIV. von Frankreich nicht prächtiger hätte tragen können, und mit wallender, graugepuderter Allonge-Perücke. Ein zweiter Trompetenstoß. Der Mann auf der Bühne wartet, bis es totenstill ist auf dem weiten Platz. Dann ruft er mit hallender Stimme:

„Hochgeehrte Herren, ich bin der berühmte Doktor Eisenbarth...“
Ein Murmeln folgt seinen Worten, laute Rufe, Händeklatschen. Ein Gedränge in der Menge. Kranke, halb getragen, halb geschoben von ihren Angehörigen, versuchen nach vorn zu gelangen. Lahme und Blinde, Menschen, die leise vor sich hinwimmern. Ein papageienfarben gekleideter Harlekin neben dem berühmten Heilkundigen ruft dessen Titel aus:

„Hochedler, hocherfahrener, weltberühmter Doktor Johann Andreas Eisenbarth... Königlich großbritannischer und kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgscher privilegierter Landarzt! Absonderlich kuriiert er Blindheiten, teils durch Medikamente, teils durch Instrumente... Übles Gehör und sonst allerhand Mängel am Haupt... Er schneidet schrecklich viele Steine aus menschlicher Blase von Alt und Jung – sechs, acht, zwölf und mehr Loth schwer... Schneidet allerhand Leibesbrüche, kuriiert manche auch ohne Schnitt... Er kann durch geschriebene Zeugnisse beweisen, dass er in seiner dreißigjährigen Praxis über zweitausend Menschen geschnitten, von Krebs und anderen Übeln zu schweigen...“

Als ginge ihn das alles nichts an, steht Dr. Eisenbarth da. Doch seine scharfen Augen fixieren die brodelnde Menge zu seinen Füßen. Um alle zu behandeln, müsste er Monate in Münster bleiben. Doch das lohnt sich nicht. Er wird sich einen Fall herausgreifen, und den muss er kurieren, umsonst oder für einen lumpigen Taler. Die Leute werden ihn als Wunderchirurgen preisen, vor allem aber werden sie sich um die Medizin reißen, die er ihnen anbietet. Das ist sein eigentliches Geschäft. Damit finanziert er die Schaustellertruppe, mit der er reist, und wenn er all diese Unkosten abzieht, bleibt noch immer ein Vermögen für ihn...

*

„Der Junge da!“ Eisenbarth deutet auf einen Knaben, der bleich, mit schwarzumrandeten Augen und schmerzverzerrtem Gesicht in den Armen seiner Mutter hängt, dahinter einer der Gehilfen, die sich stets in der Menge umhorchen und ihm mit Handzeichen signalisieren, um was für einen Schaden es sich handelt. Ein Knabe mit einem Blasenstein – das ist immer die beste Reklame.

„Platz da!“ Eisenbarths Leute bugsieren den Jungen aufs Podium. Eisenbarth hebt ihm das Kinn, blickt ihm in die Augen, murmelt ein paar lateinische Worte.

„Der Doktor zieht sich zur schwierigen Operation zurück“, verkündet der Harlekin. Hinten im Zelt wirft Dr. Eisenbarth den prächtigen

Rock ab und sogar die Allonge-Perücke. Drei kräftige Kerle greifen den Jungen, ziehen ihm die Hose herunter. Ein vierter bindet ihm einen Schwamm unter die Nase, der mit betäubender Flüssigkeit getränkt ist.

Schon liegt der Junge auf dem Tisch. Zwei Kerle spreizen seine Beine, zwei halten ihn an den Handgelenken. Ein altes Weib nimmt den Kopf zwischen die flachen Hände und murmelt beschwichtigende Worte. Eine dralle Jungfer reicht Eisenbarth die blinkenden Instrumente.

Fünf verschiedene Sonden hat Eisenbarth zur Auswahl, je nach Größe und Alter des Patienten. Der Stiel ist gekrümmt, beinahe in einem rechten Winkel. Das Ende läuft in einer Rinne aus. Sorgfältig wählt er die Sonde, taucht sie in ein Gefäß mit Öl. Er lässt sich auf das rechte Knie nieder. Behutsam führt er die Sonde durch den Harnkanal in die Blase ein. Dann wechselt er den Griff in die Linke, die er mit dem Ellbogen fest auf das linke Knie stützt. Seine rechte Hand greift das Messer.

Ein tiefer Schnitt. Mit dem rechten Zeigefinger tastet Eisenbarth sich durch die Wunde bis zur Blase vor. Die Linke bewegt die Sonde so, dass er sie mit dem Finger durch die Blasenwand spürt. Nun kann er von der Wunde aus die Blase aufschneiden, ohne fürchten zu müssen, dass er sie auf der anderen Seite durchbohrt. Denn die Sonde fängt die Spitze des Messers auf. Leise stöhnt der Junge. Die Knechte halten ihn fester. Von draußen hört man die Stimme des Ausrufers:

„Kauft den köstlichen Haupt- und Augenspiritus für zwölf Groschen ein Loth. Heilt trübe Augen, schwaches Gedächtnis und behütet vor Schlagflüssen... Ausführliche Beschreibung ist beigelegt... Kauft Doktor Eisenbarths köstliche Steintinktur gegen Schmerzen im Rücken, beim Wasserlassen und im Leib. Acht Groschen ein Loth...“

Inzwischen hat Eisenbarth mit neuen Instrumenten den Stein in der Blase seines Patienten getastet. „Zange!“, ruft er leise. Mit beiden Händen führt er das Instrument in die Blase ein. Er dreht und wendet es, bis er den Stein gefasst hat. Vorsichtig zieht er an, um sich zu überzeugen, dass er nicht etwa die Blasenwand mit eingeklemmt hat. Und dann ein Ruck. Die Assistenten starren auf die Zange. Großer Stein, kleiner Stein – das ist die Frage. Großer Stein, große Reklame. Große Reklame, großer Verdienst.

Eisenbarth verbindet den wimmernden Jungen selber.

Eine trockene Kompresse leicht auf die Wunde gelegt, darüber ein T-förmiger Verband. Dann lässt er die Mutter rufen. Die gute Frau fällt fast in Ohnmacht, als er ihr den Stein zeigt. Er ist zackig und so groß wie ein Hühnerrei. Dass der Meister den echten Stein ihres Jungen geschickt gegen ein Prachtexemplar aus seiner Sammlung vertauscht hat, ahnt sie nicht.

„Drei Tage soll er viel trinken“, sagt er zu der Mutter. „Gerstenwasser und Tee von Bärentraubenblättern...“ Plötzlich lautes Schimpfen vor dem Zelt. „Lasst mich durch, ich habe eine Botschaft für den hochgelehrten Herrn“, ruft eine Stimme. Eisenbarth tritt von dem Knaben zurück.

Der Bote ist ein Knecht aus dem „Goldenen Apfel“ in Magdeburg, dem Besitz Eisenbarths. Er übergibt dem Wunderdoktor ein Schreiben der Magdeburgischen Regierung. Hastig erbricht Eisenbarth das Siegel, liest, bricht in schallendes Gelächter aus, schlägt sich auf die Schenkel. Also der König von Preußen ruft Eisenbarth, derselbe König, der ihm vor sechs Wochen erst durch die Blume zu verstehen gegeben hat, dass er ihn künftig in seinen Landen nicht mehr zu sehen wünscht... Aber dahinter steckte bestimmt nur der hochnäsige Professor Stahl, der von Eisenbarths Pülverchen und Tinkturen für den Absatz seiner „roten Pillen“ fürchtet.

Tatsächlich tun die Berliner und Halleschen Professoren dem Johannes Andreas Eisenbarth bitter Unrecht, wenn sie ihn wegen seiner Schaustellerei als Pfuscher und Scharlatan abtun. Als Sohn des „ehrefesten und kunstreichen Herrn Mathias Eisenbarthen, Bürgern, Oculisten, Stein- und Bruchschneidern allhier zu Obern Viechtach“ wurde er 1663 geboren. Zehn Jahre lernte er in Bamberg bei dem privilegierten Stein- und Bruchschneider-Meister Alexander Biller und wurde 1684 vor dem Dresdner Medizinalkollegium durch den Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg IV. von Sachsen, Dr. Erndei, und den Arzt Dr. Schurig geprüft. Der erste Inhaber eines deutschen Lehrstuhls für Chirurgie, Professor Lorenz Heister, hat ihn als Operateur erlebt und lobt seine Kunstfertigkeit. Er hat selber chirurgische Instrumente konstruiert, darunter eine Nadel zum Stechen des Augenstars und einen Haken zum Entfernen von Nasenpolypen...

Nun lässt der König von Preußen ihn rufen – express! Weil die Herren Professores und Chirurgen in Berlin zwar geschraubte Erlasse entwerfen können, aber nicht heilen; weil sie mit dem Federkiel umgehen können, aber nicht mit dem Skalpell. Er, Eisenbarth, muss

den Oberstleutnant von Grävenitz in Stargard von seinem Augenschaden kurieren! Triumph, Triumph!

Sehr eilig scheint es Eisenbarth mit der Reise trotzdem nicht gehabt zu haben; denn erst am 9. Juni meldet die „Stettiner Ordinaire Postzeitung“: „Es ist auf Verlangen vieler Patienten allhier angelangt der im gantzen Römischen Reich wohl bekandte Operator Herr Eisenbarth, in Magdeburg wohnhaft... Den 6. dieses Monats hat er einen stockblinden Mann und den 7. noch eine blinde Person allhier in Gegenwart vornehmer Herren wiederum sehend gemacht. Logieret zu Stargardt in Oldehoffs Haus...“

Ob einer der Geheilten der Oberstleutnant von Grävenitz war, an dessen Augenlicht dem König so viel lag? Kein Dokument berichtet davon. Bekannt ist nur, dass dem Oberstleutnant irgendwann ein Auge herausgenommen wurde, dass er später Stadtkommandant von Magdeburg geworden ist und noch 40 Jahre gelebt hat. Jedenfalls kann König Friedrich Wilhelm mit Eisenbarth nicht gerade unzufrieden gewesen sein; denn im Jahre 1717 wird der Wunderdoktor zum preußischen Hofrat ernannt. Der Wert dieses Titels wird allerdings eingeschränkt durch eine Meldung der geschriebenen Zeitung vom 27. Februar 1717: „An die Collegia ist kund gemacht, so einer in oder außer denselben ein höher Praedicat verlangete, solches nach einer leidlichen Taxa erhalten sollte, als dasjenige von Geheimen Raht vor 500 rthlr (Reichsthaler), vom Hoffraht vor 200, vom Raht vor 100 und vom Secretario vor 50 rthlr... Der berühmte Zahnarzt usw. Eysenbarth hat hiervon profitieren wollen und ist Hoffraht geworden.“

Es war einer der Tricks des unberechenbaren Königs, um aus der Titelsucht ein paar tausend Taler für die Staatskasse herauszuschlagen, zugleich aber auch ein Schlag ins Gesicht jener Ratgeber, die sich ihre Ämter durch Leistung erworben hatten. Nicht einmal seine Leibärzte und Armeechirurgen waren vor solchen Demütigungen sicher.

*

September 1723

Es schlägt acht Uhr von den Kirchtürmen. Im Roten Saal des Schlosses stehen auf langen, blank geschauerten Tischen riesige Bierhumpen bereit. Tabakspfeifen aus Ton an jedem Platz, derbe Soldatentiefel auf kostbarem Parkett. Schmutzige Witze und wieherndes Lachen.

Der 35-jährige König erscheint an der Spitze seiner Tabakskollegen. Hier ist er Gleicher unter Gleichen, hier gilt der General nicht mehr als der Hauptmann, der Soldat nicht mehr als der Beamte. Damit immer Leben in der Bude ist, hält sich der König seine Hofnarren. Gegenwärtig ist der Geheime Hofrat Gundling dran, einst angesehener Professor der Philosophie und Geschichte in Halle, jetzt vom Suff ruiniert. Friedrich Wilhelm hat das verkommene Genie zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und zum Baron gemacht. Eine ungeheure Verhöhnung dieser Körperschaft, die den großen Philosophen Leibniz zum Gründer und Mitglied hat. Heute sollen nun die Mediziner ihr Fett abbekommen.

„Gundling!“, brüllt der König.

„Was soll's?“, lallt Gundling, längst sternhagelvoll. Der König deutet auf Holtzendorff, den Generalchirurgen, und auf den Leibarzt Professor Stahl. „Was sind das für Kerls, Gundling?“

„Hochgelehrte... hochverdiente...“

„Quatsch, Paviansgehirn!“, brüllt der König. „Sieh dir ihre Visagen an, glotz genau hin. Und dann sag, was das für Kerle sind...“

Trotz seines Suffs merkt Gundling, dass der König eine Teufelei vorhat, und will es nicht mit den großen Männern verderben. Er stiert stumm vor sich hin.

„Dann will ich's sagen“, knurrt Friedrich Wilhelm. Seine vorquellenden blauen Augen bekommen einen tückischen Ausdruck, er brüllt: „Leibärzte wollen sie sein... Aber ich werde euch sagen, was sie in Wahrheit sind... Blattscheißer... , Urinspekulanten..., Winderiecher..., Nachttopfschwenker.“

Mit einem Ruck steht Generalchirurg Holtzendorff auf, gleich nach ihm Professor Stahl.

„Dageblieben!“, herrscht der König sie an. Militärisch macht Holtzendorff kehrt und geht zur Tür. Mit einer Verbeugung folgt der Professor. Die Stirnadern des Königs schwellen an, aber er bezwingt seine jähe Wut. „Meine Leibärzte sind gegangen“, sagt er. Und schreit: „Wer will jetzt mein Leibarzt sein?“ Keiner rührt sich. Die Augen des Königs mustern die Versammlung. An einem riesigen Kerl mit Schnauzbart bleiben sie hängen. „Jäckel!“, schreit er. „Er ist fortan mein Leibarzt!“

„Zu Befehl!“, kommt es zackig zurück. Jäckel ist Tambour beim Leibregiment gewesen, jetzt pensioniert. Als Spaßmacher darf er im Tabakskollegium erscheinen.

„Ich hab das Reißen“, sagt der König.

„Das kuriere ich“, antwortet Jäckel.

„Wann beginnst du mit der Kur?“

„Morgen.“

„Morgen ist Jagd in Wusterhausen.“

„Dann nach der Jagd. Aber Majestät muss alles tun, was der Leibarzt verordnet.“

„Alles“, verspricht Friedrich Wilhelm .

Am nächsten Abend, nach der Jagd, geht Jäckel mit seinem Patienten durch den Park von Wusterhausen. Sie kommen an einen flachen Graben. Jäckel deutet auf das Wasser. „Hineinspringen!“

Böse sieht der König ihn an.

„Das gehört zur Kur!“

„Narr!“, brummt Friedrich Wilhelm .

Sie gehen über einen Steg. Und plötzlich greift der ausgesiente Tambour den König und stößt ihn ins Wasser. Brüllend und prustend klettert der König heraus. Er rennt ins Schloss.

Noch am gleichen Abend tritt in Schloss Wusterhausen ein Gericht aus Mitgliedern des Tabakskollegiums zusammen. Das Urteil: „Tod durch das Schwert, sofort zu vollziehen.“ Dem Delinquenten werden die Augen verbunden. Er ist kalkbleich und zittert. Aber er bringt kein Wort hervor. Man nimmt ihm die Halsbinde ab, zieht den Rock bis auf die Hüften hinunter. So führt man ihn an den Ort seines Verbrechens.

„Niederknien!“, kommandiert der König. Jäckel gehorcht.

„Scharfrichter vor!“ Einer vom Tabakskollegium tritt vor. Er hält eine riesige, frisch gestopfte Bratwurst in beiden Händen. „Walte er seines Amtes!“ Klatschend trifft die Wurst den Knienden im Genick. Er stürzt vornüber. Wieherndes Lachen; dem König laufen vor Vergnügen die Tränen über die Wangen. Er tritt auf Jäckel zu, um ihn aufzurichten. Im Schloss werden schon die Bierkrüge zum Versöhnungstrunk gefüllt. Doch der Tambour steht nicht mehr auf. Seine Arme baumeln leblos herunter, als man ihn aufhebt. Der Kopf fällt auf die Brust. Seine Augen sind gebrochen – die Angst hat ihn getötet.

„Holtzendorff!“, brüllt der König, dass es durch den Park hallt. Aber Holtzendorff ist nicht da. Er schreibt in Berlin sein Abschiedsgesuch. Plötzlich, mitten in der Nacht, wird der Generalchirurg aus dem Schlaf geklopft. Der König ist da, weiß wie ein Leichentuch. Seine Lippen zittern, er weint... Nach einer langen, gemeinsam durchwachten Nacht ist die Aussöhnung besiegelt. Der Rückfall des Königs in Wunderglauben und Quacksalberei ist vorüber. Holtzen-

dorff hat ihm ein großes Bild der künftigen Medizin in Preußen entworfen. Sein Ziel: Die Kluft zwischen Ärzten und Chirurgen muss verschwinden. Die Chirurgen müssen voll ausgebildete Mediziner werden, die Mediziner Chirurgen. So soll das Vermächtnis Professor Speners erfüllt werden.

Das ist mit anatomischem Unterricht allein nicht zu erreichen. Darüber ist sich Holtzendorff mit seinen Kollegen von Militär und Zivil einig. Es müssen Vorlesungen auch in Physiologie, Pathologie, Innerer Medizin und Chirurgie geboten werden, in Chemie, Botanik, Arzneimittellehre und Mathematik. Der theoretische Unterricht muss von praktischen Übungen in allen Fächern begleitet werden. Aber das wird ins Geld gehen. Mindestens fünf neue Professorenstellen müssen geschaffen werden, samt Hilfspersonal, Vorlesungs- und Übungsräumen.

Doch Friedrich Wilhelm ist Feuer und Flamme. Er beauftragt Holtzendorff, zusammen mit dem Minister und Oberhofmarschall von Printzen die Gründung dieses Collegium Medico Chirurgicum vorzubereiten. Dabei kommt er ständig mit Anregungen und Befehlen. So am 2. Dezember 1723: „...daß den Professores zur Pflicht gemacht wird, ihre lectiones bei 50 Thaler Strafe accurat in Teutscher Sprache ohne Entgelt“ zu halten. Ihre Gehälter sollen niedrig angesetzt werden; denn die gelehrten Herren wissen schon, wie sie ihren Ruf privatim in bare Münze umwandeln können. Vielleicht denkt der König dabei an die Professoren Stahl und Hoffmann, die sich mit ihren Patentmedizinen goldene Nasen verdient haben.

Von der Armee soll Holtzendorff alljährlich „acht junge Compagniechirurgen von der Garde, Landeskinder von gutem Naturell und gehöriger Tüchtigkeit“ zu dem Collegium kommandieren. Drei Jahre sollen sie dort studieren und eine „Pension“ von jährlich 50 Talern beziehen. Ihr Titel: „Königlicher Pensionärchirurg“. Nach erfolgreichem Abschluss sollen sie zu Regimentschirurgen befördert werden und auch bürgerliche Kranke behandeln dürfen. Für zivile Studenten, auch für Nichtpreußen, soll das Studium kostenlos sein. Ärzte, die ihren Doktor an einer Universität gemacht haben und sich in Preußen niederlassen wollen, müssen eine Prüfung vor dem Collegium Medico Chirurgicum ablegen.

Am 18. März 1724 unterzeichnet der Soldatenkönig das „Reglement wie es bey dem von Sr. Königlichen Majestät in Preußen zur Aufnahme der studii medici und chirurgici in Dero Residentzien neu

aufgerichteten Königlichen Collegio Medico-Chirurgico mit den auf dem Theatro Anatomico angeordneten Praelectionibus zu halten“. Gleichzeitig erscheint das erste Vorlesungsverzeichnis. Es kann sich sehen lassen. Die Professoren sind:

- Augustin Buddaeus, Anatomie;
- Heinrich Henrici, Physiologie und Pathologie;
- Johann Theodor Eller, Innere Medizin;
- Gabriel Senff, Chirurgie;
- Caspar Neumann, Chemie und Arzneikunde;
- Michael Mathias Ludolff, Botanik.

Der Chemieprofessor Neumann ist den Berlinern als Chef der Hofapotheke im Königsschloss bekannt, in der die Rezepte der Armenärzte kostenlos eingelöst werden. International ist er als Chemiker und Pharmakologe berühmt. Sein Ziel ist es, die Wirkstoffe der pflanzlichen Heilmittel chemisch zu analysieren – ein weiter Weg. Das Laboratorium der Schlossapotheke wird zur Übungsstätte der Collegiaten. Sein Kollege, der Botaniker Ludolff, ist Direktor des Botanischen Gartens (später Kleistpark) am Schöneberger Weinberg, den der König dem Collegium zu Züchtung und Anbau von Heilpflanzen übergibt.

Sechsendachtzig Jahre vor Gründung der Universität hat Berlin somit eine Medizinhochschule, die es mit jeder medizinischen Fakultät aufnehmen kann. Was den Männern um Holtzendorff jetzt noch fehlt, ist eine Klinik, ein großes Krankenhaus, in dem Kranke behandelt und zugleich Studenten am Krankenbett in der Diagnose und Therapie ausgebildet werden können. Eine derartige Klinik gibt es bisher nur im niederländischen Leyden bei Professor Hermann Boerhaave (1668–1738). Bei ihm gehen Beobachtung und Erfahrung vor Theorie. Aus seinem theoretischen Wissen wählt er aus, was in diesem oder jenem Fall praktisch anzuwenden ist. Boerhaaves Klinik mit ihren nur zwölf Betten wurde zum Wallfahrtsort für Mediziner, die sich mit der Theorie nicht zufrieden geben wollten. Einer der Lieblingsschüler war Johann Theodor Eller, jetzt Professor für Innere Medizin am Berliner Collegium.

Wenn die Berliner Reform nicht Stückwerk bleiben soll, dann muss eine Klinik geschaffen werden. Darüber ist sich Generalchirurg Holtzendorff mit Professor Eller einig. Und sie wissen auch, wo sich das Projekt verwirklichen ließe – im alten Pesthaus vor dem Spandauer Tor, das noch immer eine Mischung von Altenhospital und Bewahranstalt für Bettler und Streuner ist.

Doch der König hat seine eigenen Pläne für das Haus. Die Tagediebe lässt er mit Gewalt in das Spinn- und Arbeitshaus in der Festung Spandau schaffen. Den Berliner Regimentern befiehlt er, ihre bettlägerigen Kranken in die freigewordenen Stuben zu legen. Für die Alten und Gebrechlichen plant er ein neues Logis in der Friedrichstadt, für das er Grundstück und Baumaterial schon bereitgestellt hat. Und dann soll das Haus vor dem Spandauer Tor zum Lazarett für die Berliner und Potsdamer Garnison werden; die Revierstuben in der Stadt, in denen die Regimenter ihre Kranken pflegen, will er auflösen.

Gerade das passt aber den Regimentern überhaupt nicht, aus vielerlei Gründen. Die Kommandeure und Regimentsfeldschere würden dabei die pauschalen Medizingelder einbüßen, aus denen sie gute Nebeneinnahmen abzweigen können. Die Feldschere haben keine Lust, zu jeder Krankenvsiste einen Marsch zum Spandauer Tor anzutreten. Die kranken Soldaten wollen in der Nähe ihrer Frauen, Kinder und Liebsten bleiben. Auch ein Despot wie Friedrich Wilhelm I. scheitert an der Sturheit des Kommisses. Revierkranke, die ins Lazarett verlegt werden müssten, werden plötzlich gesund. Die wenigen Garnisonsstuben im Haus vor dem Spandauer Tor stehen leer.

Um den König von seinem eigensinnigen Vorhaben abzubringen, steckt sich Holtzendorff hinter den für das Armenwesen zuständigen Minister von Katsch. Auf dessen Eingabe krakelt Friedrich Wilhelm:

„Dieses Haus hört noch meinem Regiment, soll mit solchen Possen mir nit ärgern. Fr. W.“

Erst ein Jahr später wagt Holtzendorff einen neuen Vorstoß. Diesmal schickt er den Stadt- und Amtschirurgen Christian Habermaaß vor, ein vom König geschätztes Mitglied des Armendirektoriums. Habermaaß appelliert in seiner Eingabe vom September 1726 an die Eitelkeit und an die Sparsucht des Monarchen. Er rechnet ihm vor, dass die laufenden Kosten einer Heil- und Lehrklinik jährlich auf etwa 14.000 Taler kämen, etwa so viel wie die Ausbildung eines einzigen Pensionärchirurgen in Paris kostet. Jetzt hat Berlin durch des

Königs Gnade selber die fähigen Professoren – es fehlt nur noch die Klinik, damit Berlin es „mit Gottes Beystand und Ew. Königl. Majestät Hülffe in wenigen Jahren den Parisischen wo nicht vor zu thun, doch gleich kommen vermöge“.

„Da steckt doch wieder Er dahinter“, fährt der König den Generalchirurgen an. Holtzendorff macht ein unschuldiges Gesicht. Muss denn immer er verantwortlich sein, wenn andere Leute dem König vernünftige Ideen vortragen?

Zwei Monate spricht der König kein Wort mit Holtzendorff. Aber am 18. November 1726 setzt er seinen „Friedrich Wilhelm“ unter die Kabinettsordre, in der „Seine Königliche Majestät in Gnaden erlauben, daß in dem Garnison-Lazareth vor dem Spandowschen Thor auch ein Bürger-Lazareth angelegt werden soll... Es sollen auch die Kranken darin, sowohl Soldaten als Bürger, vom Doctor Eller und Regiments-Feldscher Senffen tractiret werden. Und soll jeder Zeit ein Feldscher von den acht Königlichen Pensionärs darin Beständig wohnen und monatlich nebst frey essen und quartier acht Thaler tractament genießen.“

Noch sieht Friedrich Wilhelm nicht ein, dass ihm damit seine Lieblingsidee, das Garnisonslazarett, völlig zweckentfremdet worden ist. Aber er zahlt willig die Gelder, die für den Ausbau des Hauses benötigt werden. Ein Wirtschaftsgebäude muss aufgebaut werden, Stallungen, ein Speisesaal, eine eigene Brauerei und ein Inspektorhaus. Der König schießt 580 Reichstaler vor, den Rest soll die städtische Armenkasse aufbringen.

Doch wie steht es mit der Verpflegung im Bürgerhospital?

Den Roggen zum Brotbacken soll das Spital vom Stadtmagazin beziehen. Doch das Stadtmagazin verlangt den üblichen Preis: Einkaufspreis plus Kornsteuer. Gegen die Steuer protestiert Inspektor Habermaaß, der erste Verwaltungsdirektor des Krankenhauses an der Spree.

Wieder muss der König entscheiden.

Und wieder entscheidet Friedrich Wilhelm . In seiner krakeligen Schrift setzt er auf den Rand der Eingabe die Worte: „Es soll das Hauß die Charité heißen. F. W.“

Damit verfügt der König, dass die Charité ihr Brotkorn steuerfrei beziehen soll. Und „Charité“ heißt auf Deutsch so viel wie Wohltätigkeit, Barmherzigkeit. Zur Wohltätigkeit ist der Staat ebenso verpflichtet wie seine wohlhabenden Bürger...

Berlin hat seine „Charité“ bekommen.

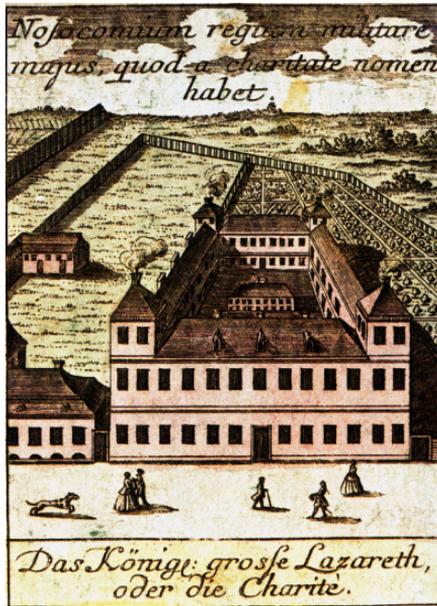


Abbildung 5: Die Ur-Charité um 1740, dreißig Jahre nach der Errichtung des ursprünglichen Pesthauses an der Spree. 55 Jahre lang war dieser Fachwerkbau Schauplatz bedeutender medizinischer Ereignisse.

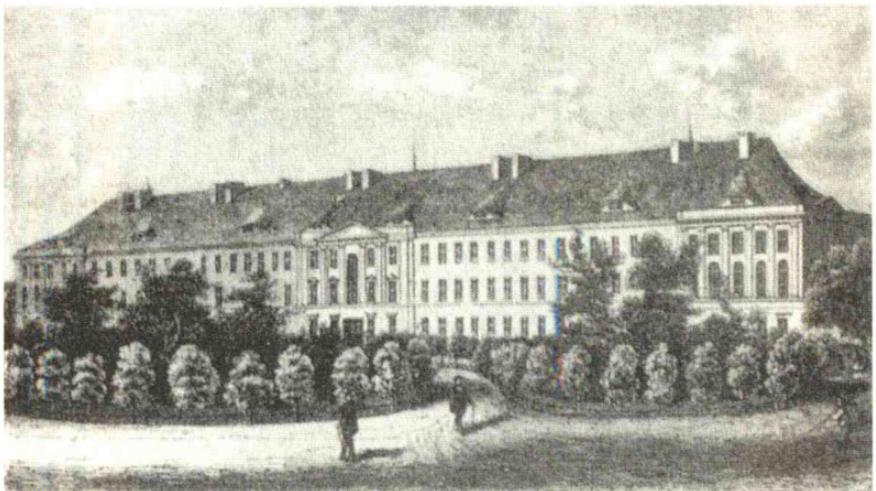


Abbildung 6: Unter Friedrich dem Großen wurde 1785 der Grundstein zur neuen Charité gelegt. Unter seinem Großneffen Friedrich Wilhelm III. wurde der Bau im Jahre 1800 vollendet. Ein imposantes, für damalige Ansprüche hochmodernes Krankenhaus.

Schreie im Maison Royale de Charité

„Vor jeder Thür war mit großen Buchstaben angemahlet, was für Patienten in der Stube. In einer Stube hatten sie diese Krankheit, in der anderen ein ander Krankheit; Manns-Personen waren allein, und die Frauns-Personen waren auch allein. Eine jede Person hatte ihr eigen Bett, die Bettsponden waren alle numeriret. In dem Bette war ohngefähr ein Unterbette, ein oder zwei Küssen und nur eine weiße Decke zum Oberbette. Die Stuben waren alle reindlich, helle und ziemlich warm. Mit dem Krancken hat es diese Beschaffenheit: wer arm und krank in Berlin und den Vorstädten ist, der wird per modum supplicationis, oder wenn der Prof. Eller oder Senff nur ein Billet an dem Inspectore geben, sogleich in die Charité aufgenommen, und werden auch in allem löblich und hinlänglich verpflegt. Wenn sie aber gesund worden sind, so kommen sie ins Arbeits- oder Irrenhaus und müssen solches wieder abverdienen, doch nur auf die Helfte. Sind es aber Leute, so noch etwas Mittel haben, so kommen sie doch in die Charité, sie müssen aber wöchentlich für ihre Verpflegung 8 Groschen, auch wohl gar 12 gr. geben. Dieses ist nur ein Drittheil von demjenigen, was sie verzehren, denn sie bekommen alle Tage Fleisch, auch Braten.“

(Aus dem Reisetagebuch des Johann Georg Bethmann aus Aderstädt bei Halberstadt, 1733)

Der grauenhafte Schrei kommt aus dem dritten Stockwerk der Charité. Im zweiten Stock fahren die Fiebernden angstvoll in den Betten hoch. Im Erdgeschoss, dem Asyl und Altersheim, bewegen ausgegangelte Greise ihre zahnlosen Münder, als beteten sie. Und ganz oben unterm Dach in den Abteilungen für krätzige und venerische Kranke stecken junge Männer und Frauen die Köpfe unter die Bettdecke, halten sich die Ohren zu oder hämmern verzweifelt gegen die Türen. Denn in dieser gefährlichen Abteilung haben die Türen innen keine Klinken. Doch der Schrei schwillt an, bis er nichts Menschliches mehr hat. Dann bricht er jäh ab...

„Jetzt ist er hin“, murmelt ein junger Soldat in Zimmer 73, dessen Tür außen ein Schild mit der Aufschrift „Männer-Inficierten-Stube“ trägt. – „Der kommt auf Nummer vierzig“, murmelt ein Bett Nachbar. Zimmer Nr. 40 liegt im zweiten Stock. „Tothen-Kammer“ steht auf dem Türschild.

In die bleierne Stille hinein dringt jetzt ein schwaches Wimmern. „Er lebt noch“, flüstert der Soldat. – „Lieber Gott, gib, dass er durchkommt“, antwortet sein Bettnachbar.

Das Wimmern kommt aus Zimmer Nr. 52. Zimmer 52 im dritten Stockwerk ist der Operationssaal, acht Meter breit, fünf Meter tief, mit den Fenstern zur Spree, nach Süden. An der Fensterseite ein paar verschieden hohe, einfache, längliche Operationstische ohne jede Verstellvorrichtung: wenn die Operation eine bestimmte Lagerung des Patienten erfordert, werden Kissen untergelegt. Manche, auch schwere Operationen werden am sitzenden Patienten vorgenommen, dafür stehen Sessel bereit, auf denen der Patient festgeschnallt werden kann. Einfachere Eingriffe geschehen im Bett des Patienten auf der Stube, und alle Insassen schauen zu...

An das Schreien und Stöhnen aus diesem Raum gewöhnt man sich, wenn man ein paar Tage in der Charité ist. Doch heute, am 9. Oktober 1728, geht es jedem der 300 Patienten, als läge sein eigenes Kind auf der Schlachtbank.

„Ludwig Lappie, seines Alters vierzehn Jahr, hiesigen Zeugmachers Sohn“, so ist er im Journal eingetragen. Wegen schmerzhafter Harnverhaltung ist er eingeliefert worden. An der Trübung des wenigen Urins, den er noch lassen konnte, und durch Sondierung der Harnblase haben die Professoren Eller und Senff einen Blasenstein festgestellt. Vierzehn Tage lang hat er Unmengen von Kräutertees trinken und sich immer wieder der schmerzhaften Prozedur des Katheterisierens unterziehen müssen. Aber der Stein wollte sich nicht auflösen. In dieser Zeit war Ludwig zum Liebling aller Kranken und Armen in der Charité geworden, und nun bangen sie um sein Leben.

Als ein Feldscher ihn am frühen Morgen aus der Krankenstube abholte, war er noch benommen von der opiumhaltigen Medizin, die man ihm in der Nacht mit einer Tasse Baldriantee eingeflößt hatte. Seine Stubengenossen wussten das nicht, und der Feldscher musste energisch dazwischen gehen, als Ludwigs Bettnachbar dem Jungen noch einen Schluck aus der Schnapsflasche verabreichen wollte. Die ganze Stube schimpfte und fluchte über solche Grausamkeit.

Im Operationssaal fiel Ludwig sofort ein Offizier in goldbestickter Uniform auf; man hatte ihm vorher gesagt, dass der Generalchirurg Holtzendorff extra seinetwegen aus Potsdam kommen wird. „Ich muss doch sehen, wie sich unser kleiner Held benimmt“, sagte Holtzendorff und strich dem Jungen über den Schopf. Den Mann, der

ihn operieren wird, kannte Ludwig von den Visiten. Es ist Professor Gabriel Senff, der chirurgische Direktor der Charité. Er ist zwar schon seit vielen Jahren am Collegium Medico-Chirurgicum tätig, trägt aber immer noch die blaue Uniform eines Regimentschirurgen der Infanterie. Auch er hatte als Barbierlehrling angefangen, war Kompaniefeldscher gewesen und auf Königs Kosten in Paris zum perfekten Chirurgen ausgebildet worden. Er ist kein Neuerer der Chirurgie, kein Erfinder genialer Operationen, aber er ist ein beidhändig unheimlich geschickter Operateur, kennt jeden Muskel, jede Ader und jeden Nerv und ist obendrein ein hervorragender Lehrer, worauf es in der Charité besonders ankommt. Er hat nie eine Zeile veröffentlicht; der Bericht über die Operation an dem vierzehnjährigen Ludwig Lappie findet sich in dem Buch „Nützliche und auserlesene Medicinische und Chirurgische Anmerckungen“, das Senffs Kollege, der erste medizinische Direktor der Charité, Professor Thomas Eller, über die ersten drei Jahre im Haus vor dem Spandauer Tor 1730 in Berlin veröffentlicht hat.

Auch den Professor Eller hat Ludwig schon kennengelernt. In seinem hellbraunen Rock und dem Spitzenjabot statt militärischer Halsbinde hebt er sich vom Pensionärschirurg Sode und Kompaniefeldschern ab, die den Jungen jetzt auf einen länglichen, mit Decken und weißen Laken überzogenen Tisch heben, während sich Professor Senff zum Instrumentenschrank wendet.

„Kommt jetzt das große Messer?“, fragt Ludwig Lappie; davor haben ihn seine Stubengenossen ständig gewarnt. Und plötzlich ist er gar kein kleiner Held mehr. Mit einem Satz springt er vom Tisch, verbeißt sich in die Fäuste der Feldschere, die ihn zurücktragen.

„Festbinden!“, befiehlt Senff. Breite Gurte werden über dem mageren Knabekörper angezogen.

„Mutter, Mutter“, wimmert Ludwig Lappie. Man schiebt ihm einen feuchten Stoffballen zwischen die Zähne, für den Fall, dass er einen Beißkrampf bekommen sollte, und breitet ihm ein Tuch übers Gesicht. An Kopf, Armen und den auseinander gespreizten Beinen packen ihn eiserne Fäuste. Dann ein kurzer Schmerz, den er kannte; ein Hohlkatheter wird ihm in die Harnröhre geführt. Ein warmes Rieseln im Unterbauch: warmes Wasser wurde in die Blase geleitet. Mit den Fingerspitzen fühlt der Chirurg, wie sie sich spannte. „Genug“, sagt er und greift nach dem Bistouri, einem im Handgriff ver- und feststellbaren Messer. Unmittelbar über der Schambeinfuge setzt er es an.

Und dann kam der Schrei.

Professor Senff ist, als hätte er ihn schon gehört, bevor die Spitze des Messers die Haut des Jungen geritzt hat. Aber wer in dieser anästhesielosen Zeit zum Chirurgen taugen will, der muss, wie der Römer Aulus Celsus (25 v. Chr. bis 35 n. Chr.) verlangte, „unerschrocken und unbarmherzig sein“; seine Barmherzigkeit ist der Wille zu heilen. Er darf sich durch das Schreien nicht verleiten lassen, mehr oder weniger zu schneiden als notwendig. Weil zu viel Schmerz ebenso wie zu großer Blutverlust einen „Operationsschock“ herbeiführen kann, bemühen sich die Chirurgen, immer schneller, immer sicherer zu operieren.

Deshalb hat Holtzendorff darauf gedrängt, an der Charité den „hohen Blasenschnitt nach englischer Manier“ einzuführen. Er verspricht sich davon in erster Linie weniger Nebenverletzungen als beim Blasenschnitt vom Damm her, von dem häufig üble Blasen- oder Harnröhrenfisteln zurückbleiben. Außerdem – wichtig für die Chirurgie im Felde – weniger Bedarf an Assistenten und Instrumentarium. Das sieht auch Senff ein. Er hat diese Methode bisher nur an der Leiche studiert, und daher weiß er, dass sie ein anderes, nicht geringeres Risiko birgt.

Von der Schambeinfuge her spaltet er auf der Mittellinie des Bauchs die Haut etwa zweieinhalb Fingerbreit lang, dann die Bauchdecke und – mit einem nur anderthalb fingerbreiten langen Schnitt – die Sehnenplatten zwischen den geraden Bauchmuskeln. Mit den beiden vorderen Fingern seiner Linken tastet er zwischen den Pyramidenmuskeln nach unten, bis er die leicht gespannte Wölbung der Blase spürt.

Jetzt muss Senff sehr vorsichtig vorgehen; denn die Harnblase ist in ihrem oberen Teil von einer Falte des Bauchfells überzogen, und wenn er da hineinschnitte, wäre das der sichere Tod des kleinen Ludwig Lappie. Das Bauchfell, die innere Hülle der Bauchhöhle, ist damals und bleibt es fast noch anderthalb Jahrhunderte hindurch für die Chirurgen ein unantastbares Heiligtum, in das einzuschneiden so gut wie immer mit einer tödlichen Bauchfellentzündung endet. Die zwei Finger der Linken noch immer in der Wunde, lässt er sich ein längeres, ganz schmales Bistouri reichen und sticht mit ihm unter Führung der Finger, den Rücken des Messers zum Bauchfell gewendet, die Blase an. Wasser quillt heraus. Er vergrößert die Öffnung so weit, dass er eine kleine Zange einführen kann. Der Stein ist klein, hat sich im unteren Teil des Blasenhalses festgesetzt, und es kostet Senff bei der kleinen Öffnung einige Mühe, ihn herauszuziehen. Er ist rund, gelblich, porös und wiegt zweieinhalb Lot, ca. 40 Gramm.

Die Operation hat vier Minuten gedauert. Ludwig Lappie hat davon nichts mehr gespürt; nach dem ersten Schnitt ist er in eine gnädige Ohnmacht gesunken.

Was nun folgt, heute nennt man es „postoperative Versorgung“, zeigt die Charité als frühes Beispiel von Intensivstation. Die Wunde wird nicht genäht, weil nach einem solchen Eingriff der Urinabfluss durch die Harnröhre zunächst unterbrochen bleibt und durch die Wunde erfolgen muss. Die äußere Wunde wird mit zwei Heftpflastern zusammengezogen, darüber kommt ein großes Pflaster aus Scharpie, bestrichen mit warmem *Unguentum digestivum*, einer Eiterungssalbe aus Terpentin, Eigelb, Johanniskrautöl, Weihrauch und Myrrhe. Zu beiden Seiten der Wunde werden schmale Kompressen gelegt, darüber ein warmer mit Rosenöl getränkter Umschlag. Eine große rechteckige Komresse wird in warmen Wein getunkt, ausgewrungen und um den ganzen Leib geschlungen; und das Ganze dann von einer anderthalb Hand breiten Ruhigstellungsbinde zusammengehalten.

Dazu Professor Thomas Eller: „Mit solcher Art von Verband ward alle zwey Stunden, so lange der Urin aus der Wunde floß, fortgefahren, jedoch also daß bei jedem frischen Verbinden der Patient sich ein paar Minuten lang auf den Leib sich legen mußte, damit alles, was sich in der Blase von Geblüthe und dergleichen gesammelt, hiedurch evacuirt werden möchte.“

Der frischoperierte Junge wird auf die Stube Nr. 52 gelegt, eine der beiden „Männer offen Schaden Stuben“, links und rechts vom Operationssaal. Seine neuen Stubengenossen werden vergattert, darüber zu wachen, dass er zwischen den Verbandswechseln schön brav auf dem Rücken liegt. Nach sechs Stunden, beim dritten Verbandswechsel, findet sich in der Tiefe der Wunde noch ein kleinerer Stein. Ludwig hat leichtes Fieber, stellt der Pensionärchirurg fest, indem er seine Hand auf die Stirn des Jungen legt. Es gibt zwar längst Thermometer, doch die Fieberkurve über dem Bett des Patienten liegt noch in weiter Ferne.

Schon am Tag nach der Operation geht etwas Urin auf dem natürlichen Weg ab; am fünften Tag hört der Ausfluss aus der Wunde ganz auf, ebenso das Fieber. Ludwig und die ganze Stube mit ihm freuen sich, „dett ick nu wieda richtich pissen kann“, wenn auch nur in die Bettflasche. Am siebenten Tag darf er sich aufsetzen, muss aber noch im Bett bleiben, bis am 1. November 1728 die äußere Wunde völlig verheilt ist. Der Zeugmacher Lappie bekommt seinen

Jungen gesund zurück. Und Professor Eller berichtet, „daß dieser glückliche Ausgang des ersten Versuchs, auf diese Art zu operieren, nicht wenig anreizte, mit mehreren dergleichen Krancken auf eben selbige Art zu verfahren“.

Darin irrte Professor Eller. Gabriel Senff führte nur noch wenige „hohe Steinschnitte“ aus. Die Enge des Blasenschnitts zwischen Schambein und gefährlichem Bauchfell erlaubte bei größeren Steinen kaum das Einführen einer größeren Zange. Professor Senff zog den Blasenschnitt von unten, seitlich der Mittellinie des Dammes, vor. Wie er dabei verfuhr, beschrieb der damals führende deutsche Chirurg Laurentius Heister, Professor an der Universität Helmstädt (1683–1758), in seinem Werk „Chirurgie“. Weil er Gabriel Senff über alles schätzte, hatte ihm Heister seinen Sohn im Jahre 1735 zur Ausbildung nach Berlin geschickt. Und der junge Heister berichtete dem Vater:

„Der Patient kam auf einen Tisch, der so hoch war, daß er dem Chirurgen, wenn er kniete, bis an den Nabel reichte. Ein Kissen kam unter den Steiß, ein zweites unter den Kopf. Der Steiß schnitt mit dem Tischrand ab. Zwei Diener beugten die Knie des Patienten, so daß die Fersen die Nates (Gesäß) berührten, und banden die Fersen an den Händen des Kranken fest. Ein Dritter befestigte von hinten her die Schultern; ein Vierter kniete auf dem Tisch, um mit der rechten Hand das Scrotum (Hodensack) anzuheben und mit dem Zeigefinger beider Hände die Haut im Operationsgebiet anzuspannen. Ein fünfter Assistent dirigierte die Instrumente.“

Die Operation wurde bei entleerter, also schlaffer Blase ausgeführt. Um die Blase zu spannen, kam durch die Harnröhre „erst ein mit einer Rinne versehener Katheter, ein Modell aus Silber mit besonders starker Krümmung, eingeölt in die Blase. Dann ließ sich Senff auf das rechte Knie nieder, brachte mit der linken Hand die Handhabe des Katheters nach dem rechten Schambogen zu, wodurch das Ende des Instruments in die Gegend des linken Tuber ischii (Sitzbeinhöckers) kam. Hieraus schnitt er der entstandenen Vorwölbung entgegen mit einem breiten Steinmesser, welches bis zur Mitte mit Leinwand umwickelt war (in den Damm). Jetzt nahm er das Messer quer in den Mund und tastete mit dem rechten Zeigefinger in die Wunde nach dem Katheter, brachte das Messer wieder in die Hand und schnitt in die Katheterrinne auf die Blase ein, die damit eröffnet war. Unter Festhalten des Messers beugte er alsdann mit der linken Hand den Kathetergriff etwas auf sich zu, ließ das Messer mit der rechten Hand in der Rinne weitergleiten und schnitt dadurch

die Blase weiter auf. Nun mußte der vierte Diener den Katheter halten. Er selbst hielt mit der rechten Hand das Messer ruhig und brachte daneben mit der Linken einen ‚männlichen‘ Konduktor¹ in die Blase. Nun wurde das Messer aus der Wunde genommen, über dem ‚männlichen‘ der ‚weibliche‘ Konduktor eingeführt, und der Katheter entfernt. Dafür brachte er zwischen den Konduktoren die Zange herein, die Konduktoren heraus, suchte, faßte und extrahier- te mit der Zange den Stein und beendete damit die Operation, der der Verband folgte.“²



Abbildung 7: Chef-Visite in der Charité zur Zeit des Alten Fritz, dargestellt von Daniel Chodowiecki. Die Methode, angehende Ärzte am Krankenbett zu unterweisen, wurde in großem Maßstab zuerst hier geübt. Die Assistenten waren sogenannte Pensionär-Chirurgen, ausgewählte Kompanie-Feldschere, die am Anatomischen Theater ihr Examen mit der besten Note bestanden hatten.

¹Breite Rinnensonde als Leiter beim Einführen von Instrumenten; von gleicher Krümmung wie der durch die Harnröhre eingeführte „Katheter“. „Männlicher“ Konduktor: seine Wölbung passt in die Rinne des „weiblichen“.

²Dem Bericht seines Sohnes fügte Heister senior leicht skeptisch hinzu: „Senff machte die Operation öfter in den Jahren 1735 und 1736 vor seinen Schülern sowohl an der Leiche wie am Lebenden. Er verlor von den damals operierten Patienten nicht einen einzigen und brauchte zur ganzen Operation angeblich nur 2 bis 3 Minuten.“

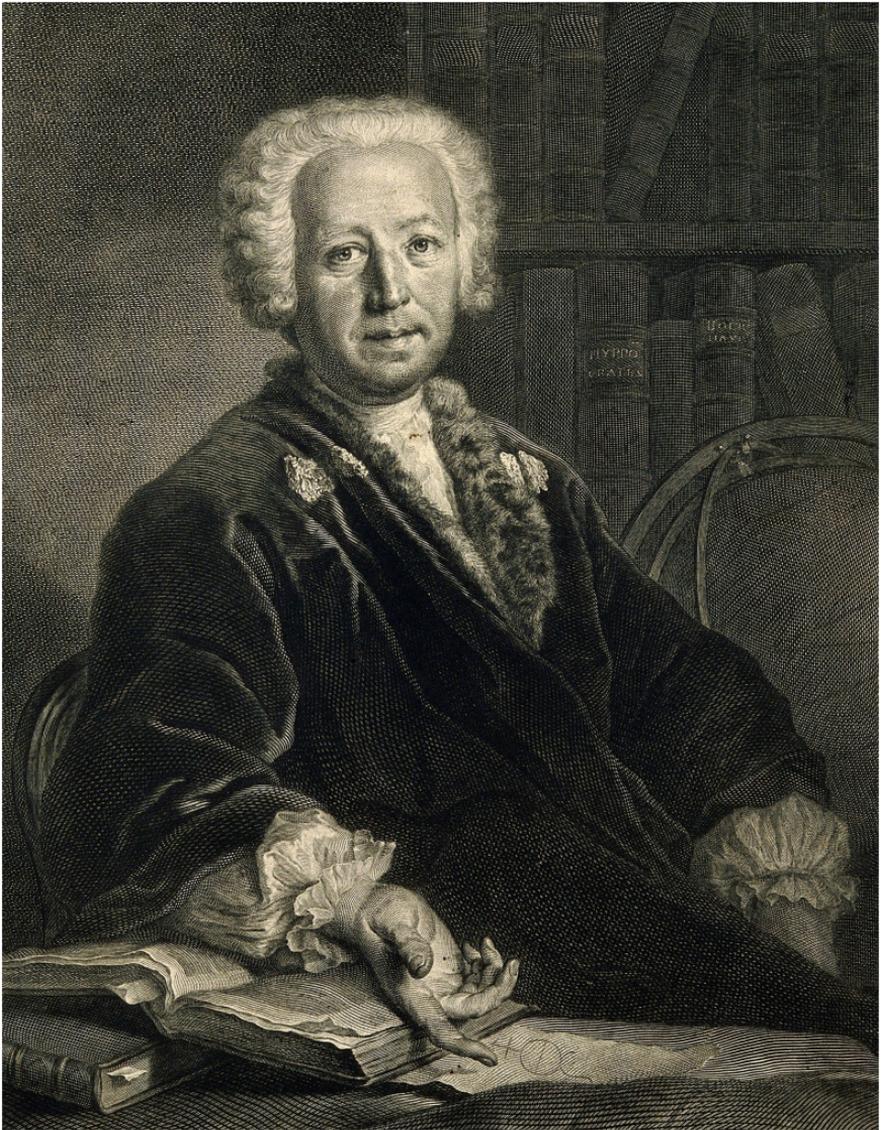


Abbildung 8: Johann Theodor Eller (* 29. November 1689 in Plötzkau; † 13. September 1760 in Berlin) leitete zusammen mit dem Chirurgen und Militärarzt Gabriel Senff († 1738) acht Jahre lang die Charité in Berlin.

Kindesmörderin Dorothea Steffin

„An einer Thür stund ‚Sage Femme‘, so wird hier in Berlin genennet die Weise-Mutter, das ist die Hebamme. An einer anderen Thür stund ‚Accoucheur‘, ist derjenige Chirurgus, der der Weise-Mutter die Hand bietet. Wir kamen auch in zwey Kindbetterinnen-Sechs-Wochen-Stuben. Diese waren lauter Huren, hatten ihre Kinder bey sich im Bette; etliche Kinder waren erst ein Tag, 2 Tage, 3 oder 4 Tage und immer so weiter alt. Etliche hatten ihre 6 Wochen schon gehalten, welchen angedeutet wurde, daß sie sich retirieren oder ihre logis bezahlen sollten. Sie wollten aber nicht davon; die eine schützte dieses für, die andere jenes. Auch unter diesen waren charmante Seelen, und die Visitatores versicherten mir, daß wenn sie wieder aus der Charité und aus dem Arbeits-Hause kämen, so fingen sie ihre Hurerey wieder an. Die Berlinischen Frauen nehmen ihre Ammen aus der Charité; diejenigen Huren, so noch gewisse Manns-Personen haben, die bey Mitteln sind, müssen zu ihrem Unterhalt in der Charité was contribuiren, wenn sie nemlich kundig und gewiss sind, die Manns-Personen.“

(Aus dem Reise-Tagebuch des Herrn Johann Georg Bethmann, Anno 1733)

Fluchend fährt Paul Wilhelm Sode, Erster Chirurg an der Charité, aus dem Bett. Draußen klopft jemand an seine Tür, als wollte er sie aus den Angeln sprengen. „Mach Er schnell, Herr Chirurg“, ruft eine raue, atemlose Stimme. „Um Jesu Christi willen, mach Er schnell...“

Sode zündet eine Kerze an, sucht seine Kleider zusammen und tappt zur Tür. Im trüben Flackern erkennt er eine Frauengestalt. Volles Haar fällt wirr über üppige Schultern, ihre Hände rafften das weiße Hemd über der Brust zusammen, doch die Geste enthüllt mehr als sie verbirgt. Sie können nicht verleugnen, wo sie herkommen, diese Weiber aus der Schwangeren- und Wöchnerinnenstube, dieser Abschaum der Menschheit, der seine Brut hier kostenlos zur Welt bringen darf – auf allerhöchsten, auf königlichen Befehl.

„Komm Er schnell, Herr Chirurg“, keucht das Weib und zerrt an seinem Arm. „Die Dorothea stirbt.“ Hastig berichtet sie, dass die gestern erst aufgenommene ledige schwangere Dorothea Steffin ganz plötzlich in die Wehen gekommen sei, kurz vor Mitternacht. Jetzt aber geht es schon bald auf den Morgen zu.

„Wo ist die Wickelfrau?“, fragt der Chirurg.

„Bei der Dorothea...“

Das Weib steht so dicht bei ihm, dass er ihren Atem spürt, der nach Fusel riecht. Fluchend knöpft Sode seinen Rock zu. Er flucht auf die Charité und auf ihren Gebärsaal, auf den Professor Eller, der dem König diesen Floh ins Ohr gesetzt hat, auf die Hebammen der Stadt, die sich weigern, aus ihren bequemen Wohnungen heraus in die entlegene Charité zu ziehen. Er flucht auf die dummen, stumpfen, versoffenen Weiber, die von der Verwaltung als Wickelfrauen und Aufwärterinnen für die Schwangerenstube angestellt worden sind. Und er flucht auf seine Vorschrift, in der es unter Punkt 9 heißt:

„Die zum Accouchieren (Entbinden) in die Charité entsandten Personen muß er in der Geburth selbst bedienen und nicht gestatten, daß sich die Weibes-Stücke untereinander die Kinder hohlen. Auch muß er sich selbst dabei dergestalt gewissenhaft in acht nehmen, daß keine an ihrer Gesundheit verwahrloset werde.“

Im gegenüberliegenden Flügel des Hauses liegt die Entbindungsstation. Sode eilt durch die langen, von Ölfunzeln nur spärlich erleuchteten Korridore. An einer Ecke stößt er gegen einen hölzernen Nachtstuhl, der da gegen alle Vorschrift abgestellt ist und schep-pernd umfällt. Von weitem hört er wirre, erregte Frauenstimmen vor Zimmer 44, dem Entbindungssaal. Ein Schwarm halbnackter Gestalten rennt auseinander, als er um die letzte Ecke biegt. Nun hört er auch das jammervolle, unterdrückte Stöhnen.

Der Kopf der jungen Frau hängt nach hinten über die Lehne des breiten Gebärstuhles. Ihre Hände haben sich in die hölzernen Handgriffe verkrallt, wie ein Bogen spannt sich ihr Körper, wenn die Wellen des Schmerzes sich ankündigen. Sie atmet stoßweise durch die Nase, ihre weißen Zähne graben sich in die blutige, zerfetzte Unterlippe.

Zu Füßen der Kreißenden hockt auf den Knien eine unförmige Gestalt. Das Haar des Frauenzimmers hängt in fettigen Strähnen herunter, aus wässrigen Fischaugen starrt sie vor sich hin, ihr zahnloser Mund murmelt monoton immer wieder dieselben Worte: „Was Gott will erquicken, kann sich nicht erdrücken...“

Das ist der jahrhundertealte Spruch der Hebammen und Wehmütter, wenn eine Geburt zum Stehen gekommen ist, weil ein zu enges Becken die Austreibung des Kindes verhindert, wenn die Wehen zu schwach sind oder die Lage des Kindes anormal. Dass es hier an dem ist, hat Sode schon gestern bei der Aufnahmeuntersuchung der Dorothea Steffin vermutet. Aber gestern sah es so aus, als wür-

de es mit der Geburt gut und gern noch ein paar Tage Zeit haben. Dass es so plötzlich kommen würde, wer konnte das ahnen; und wer konnte voraussehen, dass die Wickelfrau Annamaria Krappin ausgerechnet in diese Geburt hineinpfuschen würde, statt ihn auf der Stelle zu holen. Nach der preußischen Medizinalordnung vom 27. September 1725 wie auch nach der Charité-Instruktion ist es den Wickelfrauen strengstens verboten, selbst bei der einfachsten Geburt Hand anzulegen. Sie haben sich nur um die Pflege der Schwangeren, Wöchnerinnen und Kinder zu kümmern.

„Mach sie Platz!“, herrscht Sode die Wickelfrau an und stößt sie zur Seite. Er kniet nieder, beugt sich über die Wöchnerin, untersucht vor allem, ob das Kind im Mutterleib noch lebt.

Das Kind lebt.

Aber wie lange noch? Und wie lange wird die Dorothea Steffin diese Qual aushalten? Mit einem Ruck steht Sode auf, geht rasch auf die Tür an der linken Seite des Entbindungssaales zu. Dort in der Hebammenkammer sind in einem verschlossenen Schrank die Instrumente für schwierige Geburten aufbewahrt. Er stößt die Tür auf.

Erschrecktes Kreischen. Auf dem Bett der Wickelfrau hocken drei Weiber und blicken ihm angstvoll entgegen. Zwei Flaschen stehen auf dem Tisch, bis auf einen kleinen Rest leer. Nun weiß Sode, was geschehen ist: Diese Weiber aus der Sechswochenstube haben heimlich mit der Krappin gesoffen. Als die Wehen der Dorothea Steffin einsetzten, haben sie beschlossen, die Geburt allein zu bewerkstelligen. Vielleicht war es die Feindschaft der mit ihren Kindern allein gelassenen Frauen gegen alles Männliche, vielleicht die eingewurzelte Meinung, dass kein männliches Wesen bei einer Geburt etwas zu suchen habe.

Unwissend und ahnungslos haben sie das Falscheste getan, was man bei unnormaler Kindslage tun kann: Sie haben die Kreißende ermuntert, tüchtig zu pressen, haben ihr vielleicht sogar einen jener Zaubertränke eingeflößt, der die Wehen anfeuern soll. Und nun liegt das Kind quer; für Dorothea Steffin und ihren Balg besteht höchste Gefahr, und für peinliche Verhöre ist keine Zeit mehr. Mit fliegender Hand schließt Sode den Instrumentenschrank auf. Ganz vorne liegt die neueste Errungenschaft der Geburtshilfe – eine „englische Zange“, wie sie der Holländer Palfijin der medizinischen Welt vor fünf Jahren bekannt gemacht hat. Wenn die Lage des Kindes normal, die Wehen aber nicht stark genug sind, dann greift man mit Palfijins Zange nach dem Kopf des Kindes und zieht es heraus.

Doch liegt das Kind quer oder mit dem Steiß voran vor dem natürlichen Ausgang, dann kann auch Meister Palfijns Werkzeug nicht helfen. Sode nimmt ein Knäuel seidene Schnur aus dem Schrank. Außerdem greift er nach einem zerschlissenen Buch. Es hat den umständlichen Titel:

*Die Königlich Preußische und Chur-Brandenburgische
Hoff-Wehe-Mutter*

*Ein höchst-nötiger Unterricht von schweren und unrecht-stehenden
Geburten wie nehmlich durch Göttlichen Beystand eine
wohl-unterrichtete und geübte Wehe-Mutter mit Verstand und
geschickter Hand das Kind wenden könne ...*

*Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Nutz auf eigene Unkosten zum
Druck befördert von Justinen Siegemundin, gebohrner Dittrichin von
Ronnstock aus Schlesiën*

*Mit Röm. Kayserlichem Mayestät nach ChurSächs. und
Chur-Brandenburgischen Special Prifilegien
Berlin 1723*

Dieses Buch der Justine Siegemundin (es ist die dritte Auflage seit 1690) gibt dem Paul Wilhelm Sode den Mut, den schweren Versuch zu wagen.

Denn Justine Siegemundin hat, um Kinder aus unnormaler Lage im Mutterleib zu befreien, eine geniale Methode gefunden – den „doppelten Handgriff“.

Justine Dittrich wurde 1648 als Tochter eines Pastors geboren und heiratete mit neunzehn Jahren einen ältlichen Amtmann. Mit einundzwanzig Jahren fühlte sie sich schwanger; die Regel blieb aus, sie erbrach häufig, ihre Brüste schwellen an und schließlich auch ihr Leib.

Als die vierzigste Woche herankam, stellte die Hebamme fest, dass das Kind richtig liege. Vierzehn Tage lang kreißte Justine, mehrere Hebammen bemühten sich, aber so viel sie auch presste, es kam kein Kind.

Die Frauen redeten von „versetztem Blut“, oder das Ungeborene sei verstockt und wolle nicht auf die Welt. Denn damals wurde noch geglaubt, das Kind und nicht die Mutter leiste die Geburtsarbeit. Erst eine einfache Soldatenfrau, die als Marketenderin auch etwas vom Kinderkriegen verstand, war auf den Gedanken gekommen, dass die Siegemundin vielleicht gar nicht schwanger sei. Ein Arzt

bestätigte die Vermutung, stellte eine Vergrößerung und Senkung der Gebärmutter fest und brachte sie „mit Gottes Segen wieder zu recht“.

Die Siegemundin hat diesen Fall in ihrem Buch geschildert. Die psychiatrische und gynäkologische Literatur enthält zahlreiche Berichte über solche „nervösen“ oder eingebildeten Schwangerschaften, die meist auf übermächtigen Wunsch nach einem Kind oder große Angst davor zurückgeführt werden. „Diese Gefahr nun, nachdem sie überstanden, war die erste Stufe zu meinem Beruf“, schreibt Justine Siegemundin. Sie verließ ihren Mann, ging bei einer Stadthebamme in die Lehre, und bald war ihre Kunst so anerkannt, dass der Magistrat von Liegnitz sie mit 35 Jahren zur Stadthebamme ernannte. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, berief sie kurz vor seinem Tod als Hof-Wehemutter nach Berlin, wo im selben Jahr, am 15. August 1688, der künftige König Friedrich Wilhelm I. zur Welt kam. Die Hof-Wehemutter starb als Achtzigjährige 1728, dem Jahr, in dem der Pensionärchirurg Sode an der Charité zum ersten Mal den „doppelten Handgriff“ zur Wendung des quer liegenden Kindes auf die Füße ausführt, der ihren Namen unsterblich gemacht hat.

Am Collegium Medico-Chirurgicum hat auch der Kompaniefeldscher Paul Wilhelm Sode den „doppelten Handgriff“ gelernt, aber nur an der Leiche und in der Theorie. Jetzt, am Ende seines praktischen Jahres an der Charité, jetzt, wo er seine Bestallung als Regimentsfeldscher beim Stillschen Infanterieregiment in Magdeburg schon in der Tasche hat, soll er den Meistertrick der Siegemundin zum ersten Mal in der Praxis ausführen. Das Leben eines Kindes steht auf dem Spiel.

An die Mutter verschwendet der Regimentschirurg Sode keinen Gedanken. In seinen Augen ist die ledige Dorothea Steffin nichts weiter als eine Hure. Als solche ist sie gestern in das Journal der Charité eingetragen worden. Für sie und ihresgleichen hat der König die Einrichtung einer Gebäranstalt in der Charité befohlen, nachdem der Finanzminister von Katsch ihm am 15. März 1727 geschrieben hatte:

„Ich bin diesen Morgen mit General-Feldmarschall Graf Wartensleben in dem neuen Hospithal und Lazareth ‚La Charité‘ gewesen. Derselbe hat die guten Anstalten, die in so kurzer Zeit gemacht wurden, sehr bewundert.

Der Doctor Eller besucht das Lazareth fleißig und war auch heute gegenwärtig. Wobei er heilsamlich erinnerte, daß es höchst nöthig sein würde, eine Stube in dem Hospithal einzurichten, worin alle liederlichen Weibes-Stücke der Stadt, welche schwanger und nicht ein Bund Stroh zu ihrer Accouchierung (Entbindung) haben, zwangsweise oder durch gütliche Mittel hingebacht werden können, um dort zu entbinden. Viele unschuldige Kinder, die sonst theils aus Mangel, theils durch die Unverständigkeit der Weyse-Mütter verwaehlosen, wenn nicht gar ums Leben kommen, könnten dadurch gerettet werden. Insonderheit könnte das auch den guten Effekt haben, daß die unverständigen Weyse-Mütter zugleich unterrichtet werden.“

Haarscharf auf die Denkweise Friedrich Wilhelms I. war dieser Vorschlag berechnet und formuliert, denn des Königs Einstellung zu den unehelichen Müttern und den Kindern der Liebe ist zwiespältig. Er lässt die unehelichen Mütter öffentlich auspeitschen, sie müssen öffentlich in der Kirche Buße tun und, wenn sie Geld haben, außerdem hohe Strafe zahlen. Aber so grimmig er die Unsittlichkeit hasst, so viel Wert legt der Soldatenkönig auf die Kinder seiner sündigen Untertanen, denn nichts braucht Preußen dringender als immer mehr Menschen – Rekruten für die Regimenter, Arbeiter für die neuen Manufakturen. Deshalb hat der König die Gebäranstalt in der Charité genehmigt. Deshalb müssen die Kompanie- und Regimentsfeldscher den Hebammen und Weisemüttern Konkurrenz machen. Deshalb muss er nun der Dorothea Steffin in ihrer schweren Stunde beistehen.

Statt mit dem Kopf, wie es normal wäre, liegt das Kind der Dorothea Steffin mit der Bauchseite quer vor den Geburtswegen. Es muss also im Mutterleib gewendet werden. Wie das zu geschehen hat, hat die Justine Siegemundin beschrieben: „...muß man die Gebärende rückwärts legen und die Lage des Kindes innerlich damit erforschen. Doch muß man allemal, wenn eine Wehe kommt, die Hand stille halten, bis die Wehe vorüber. Dann folget man mit der Hand von dem Glied, so das Kind anbietet, dem Leib entlang bis an die Füße. Wenn man selbige hat, ziehet man sie gelind an sich...“

Buchstabengetreu folgt Sode dieser Vorschrift. Er spürt die kleinen Füße in seiner rechten Hand. Jetzt braucht er die seidene Schnur aus dem Instrumentenschrank. Aus den beiden Enden knüpft Sode zwei Schlingen, die er in die rechte Hand nimmt. Denn die Siegemundin schreibt vor: „Liegen diese beiden Füße im Leibe der Mutter zusammen, so schlingt man, nachdem man erst einen Fuß

heruntergebracht hat, diesen mit einer Schnur fest und verfährt darauf mit dem zweiten ebenso. Während man jetzt die Füße mit Hilfe der Schnur anzieht, stößt man mit der anderen Hand den Kopf des Kindes in die Höhe...“

Schweißperlen treten auf Sodes Stirn, während er der Anleitung der alten Hof-Wehemutter folgt. Nur wie aus weiter Ferne hört er das leise Wimmern der Dorothea Steffin. Vorsichtig zieht er an der Schnur, merkt, wie das Kind dem leichten Aufwärtsdruck seiner Finger gegen Kopf und Schulter folgt. In den Fingerspitzen spürt er, wie das Blut in dem kleinen Körper pulsiert. Wenn nur die Mutter jetzt nicht versagt!

Die Siegemundin schreibt vor: „Jetzt wird die Schnur gelöst und das Kind mit den Füßen zuerst auf die Welt gebracht. Anbey muß die Krißende, wenn es soweit gekommen, mit Geduld und Nachpressen das ihrige mit thun. Um die Arme des Kindes darf man sich alsdann nicht kümmern, weil selbige ordentlich mit und neben dem Kopf folgen...“

Als begreife Dorothea Steffin, worauf es jetzt ankommt, presst sie mit. Als das Kleine unter den Händen der Wickelfrau Krappin den ersten Schrei tut, weint Dorothea. Sie hofft, dass sie stirbt – schnell, noch ehe sie es lieb gewinnt.

*

Für Liebespaare ist der Wedding in den 1720er Jahren das ideale Revier. Weite, sandige Heide, viel dichtes Weidengebüsch und kein Haus weit und breit, außer den vier Windmühlen des Müllers Steffin. Die sechzehnjährige Müllerstochter Dorothea Steffin sehnte sich in die Stadt. Sie wollte auch wie die Stadtmädchen abends Unter den Linden oder im Tiergarten flanieren. Aber Müller Steffin hielt seine Tochter so streng, wie der König und die Kirche befahlen. Im Mai 1716 passierte es trotzdem.

Mutter Steffin war krank, und Dorothea musste allein zur Abendandacht. Den Kopf gesenkt, das goldgeschnittene Gesangbuch züchtig vor der Brust haltend, kam sie zurück. Ihr weiter, schwarzer Mantel deckte alles zu, was an ihr weiblich war. Und doch drehte der Reiter, der an ihr vorbeigaloppierte, sich nach ihr um, parierte sein Pferd und kam im Schritt zurück. Ob er das schöne Fräulein begleiten dürfe, fragte er. Dass sie schön sei, hatte Dorothea noch nie gehört, und noch nie hatte ein so vornehmer Herr mit ihr gesprochen. Er trug einen hellblauen Rock, eine gestickte Weste darunter und einen

Dreispietz mit Silbertressen. Eine halbe Stunde zu spät kam Dorothea nach Hause. Ihre Wangen glühten, und sie atmete schwer.

Als der Müller wenige Tage später morgens vors Haus trat, stand das Kammerfenster seiner Tochter weit offen. Er ging hinein und fand ihr Bett leer und unberührt.

Der Müller rannte auf die Stadtpolizei und meldete die Entführung. Man versprach ihm, sich zu bemühen. Gleichzeitig empfahl man ihm eine Anzeige im „Intelligentz-Blatt“. Müller Steffin gab die Anzeige auf, aber sie erschien nie. Stattdessen meldete sich am gleichen Nachmittag in der Mühle ein Herr und verlangte den Müller vertraulich zu sprechen. In der Unterredung erfuhr Steffin, was bisher nur er allein zu wissen glaubte – nämlich, dass er seit Jahren viel mehr Korn vermahlen, als er bei der „Akzise“ versteuert hatte. Er hatte den König von Preußen um Tausende von Talern betrogen, und darauf stand lebenslängliches Zuchthaus, wenn nicht der Galgen. Meist pflegte der König sich für den Galgen zu entscheiden. Also...

Müller Steffin erkannte, dass er einem „Fiskal“ in die Hände gefallen war, einem Steuerspitzel, der gegen 20 Prozent Erfolgsbeteiligung Akzisensünder aufspürte und dem Generalfiskal meldete. Zum Generalfiskal in Preußen hat der König einen Dragoner namens Wagener ernannt, einen aus dem Amt gejagten Schulrektor aus dem Braunschweigischen. Da es Hunderte der unsinnigsten Steuern gibt, ist praktisch jeder Untertan diesem Wagener ausgeliefert. Seine Unterfiskale dürfen jedes Haus durchschnüffeln, und Hunderte von Denunzianten stehen in ihrem Sold.

Der Unterfiskal machte dem Müller die Rechnung auf: entweder Zuchthaus oder Galgen, in jedem Fall Einziehung des Vermögens – oder keinen Lärm um die Tochter. Müller Steffin entschied sich für sein Vermögen und willigte ein, dass Dorothea dem Papier nach Haushälterin des Unterfiskals für Berlin wurde. Dafür blieben ihm seine Freiheit, sein Leben und seine vier Mühlen.

So wurde Dorothea Steffin die Geliebte des Unterfiskals.

Er schien nicht ohne wunderliche menschliche Regungen zu sein. So malte er nach einer zärtlichen Stunde spielerisch auf Papier ein paar Buchstaben – Zauberformeln der Liebe, wie er sagte. Und Dorothea musste sich in den Fingern ritzen und mit ihrem Blut unterschreiben. Wenn es um fette 20 Prozent ging, kannte der Unterfiskal keine Eifersucht, dann durfte Dorothea flirten, freigebig lieben und – denunzieren. Sie bekam teure Kleider, Schmuck und führte nun das Leben, nach dem sie sich am Wedding so gesehnt hatte.

Das ging so lange, bis sie fühlte, dass sie Mutter wurde.

Noch am selben Tag flog sie aus dem Haus – nur mit dem Kleid, das sie auf dem Leib trug, ohne Schmuck, mit einem Kind unter dem Herzen und – ohne Papiere. Das war das schlimmste für ein lediges Mädchen in Berlin, denn Herrschaften, die ein Mädchen ohne Papiere einstellten, mussten bis zu 100 Taler Strafe zahlen. Manche Knechte und Mägde machten daraus ein Geschäft. Sie verdingten sich ohne „Dienstschein“ einer Herrschaft, die dringend Dienstboten suchte. Hatten sie das Handgeld in der Tasche, so denunzierten sie die Herrschaft beim Unterfiskal und steckten den fünften Teil der Strafe als Belohnung ein.

Dorothea Steffin beschloss, ehrlich zu werden. Nur das Kind durfte nicht auf die Welt kommen. Sie hatte von einer Hebamme in Köpenick gehört, die besonders gute Arzneien für diesen Zweck haben sollte. Für ihre letzten Groschen fuhr Dorothea mit der Post nach Köpenick.

Die Hebamme namens Holle stellte sich zunächst taub. Schließlich meinte sie, es ließe sich vielleicht etwas machen, aber die Medizin koste viel Geld. – Nein, Geld habe sie nicht, antwortete Dorothea; sie werde alles später bezahlen.

Die Hebamme sagte, sie würde von sich hören lassen, und fragte nach der Adresse. Dorothea gab das Haus in der Friedrichstadt an, wo sie untergeschlupft war. Es stand leer, wie viele Häuser in diesem neuen Stadtteil Berlins. König Friedrich Wilhelm reizte nämlich seine begüterten Untertanen durch Steuerbefreiungen und billige Materiallieferungen zu einer wilden Bautätigkeit an. Viele der neuen Häuser standen dann leer, weil sich weder Mieter noch Käufer fanden. Böse Zungen behaupteten, der König wolle auf diese Weise nur Quartiere schaffen, um eines Tages seine ganze Armee von 80.000 Mann in Berlin unterzubringen. Viele der Bauherren gingen in Konkurs. Unterdessen dienten die Häuser allem möglichen lichtscheuen Volk zum Unterschlupf.

Statt der Hebamme Holle mit der Medizin erschienen wenige Tage darauf zwei Stadtpolizisten und nahmen Dorothea fest. Die Hebamme hatte sich an den von ihr geleisteten Eid und an die Hebammenordnung erinnert, wonach alle Hilfeleistungen zur Abtreibung der Leibesfrucht unter schwerste Strafen gestellt waren. Wie es die Hebammenordnung vorschrieb, hatte sie Dorothea der Obrigkeit gemeldet.

Die Stadtpolizisten brachten Dorothea in ein äußerlich stattliches Haus, Krausenstraße 29. Im Volksmund hieß es „Dollhaus“. Im